



Gemütserregungen
und
Krankheiten.

Eine Studie
über Wesen und Sitz der Gemütserregungen,
ihre Beziehung zu Erkrankungen, und über Wege zur
Verhütung.

Von

Dr. med. Paul Cohn,
Charlottenburg.



Berlin W.
Verlag von Vogel & Kreienbrink.
1908.

Vorbemerkung.

Von den während des Druckes eingeschlüpften **Druckfehlern** seien nur folgende wesentlicheren angemerkt:

Seite	1	Zeile	7	von	oben:	„Bücherfeind“	statt:	bücherfeind.
„	9	„	13	„	unten:	„Grundlos“	„	grundlos.
„	28	„	1	„	„	„kommen“	„	stammen
„	32	„	5	„	„	„Gattung“	„	**Haltung.**
„	49	„	16	„	oben:	„43“	„	45.
„	50	„	1	„	„	„wollen“	„	wollten.
„	52	„	2	„	unten:	„von“	„	hängt er ab von.
„	76	„	2	„	„	„erstere sich erst“	„	erstere.
„	77	„	6	„	„	„solcher“	„	derartiger.
„	80	„	14	„	„	„87“	„	85.
„	84	„	12	„	„	„hyprothesierten	„	hypothesierten.
„	85	„	4	„	„	„führt“	„	führen.
„	38	„	7	„	„	ist hinter „jenes angenehm“ einzuschieben: „(„schön“) was entwicklungsgeschichtlich zu erklären wäre“.		
„	42	„	6	„	oben:	hinter „entstehen“: „also **egogene** und **allogene**“.		

INHALT.

Vorwort.

Die im vorliegenden Schriftchen verfolgte subjektive Methode gestattet (und erfordert vielleicht) ein paar persönliche Worte als Einleitung, wie sie das wissenschaftliche Taktgefühl der Objektivität eines Autors sonst nicht erlauben soll.

Der Verfasser hat niemals weder Psychologie noch irgend eine andere philosophische Disciplin studiert, und hat daher — gerade in abstrakten Dingen Bücherfeind aus einem tiefen Verdacht gegen das Aufzwängen jedes fremden Gedankengangs hier — sich seine Psychologie allein durch Beobachtung und Reflexion vom einfachsten Empfindungselement herauf aus sich selbst erst schaffen müssen; er muss sich also psychologisch als Autodidakten bezeichnen. Zu den in vorliegender Schrift niedergelegten Erwägungen hatte der Verfasser von Fachwissen nichts mitgebracht als die allerelementarsten, allgemeinsten Kenntnisse der Hirnphysiologie (Begriff „Centrum". Begriff „Bahn" etc.); das Material für die Untersuchungen musste die Erfahrung liefern.

Die wenigen psychologischen Grundbeobachtungen und Grundgedanken der Arbeit (zu denen zunächst ein heterogener Beruf nicht eben sehr viel Zeit liess) liegen um viele Jahre zurück. Der Verfasser, froh über jeden neuen „Fund", trug sich damals mit der Absicht der Veröffentlichung einiger von jenen psychologischen Reflexionen in der harmlosen Hoffnung jedes Autodidakten auf eine Art von Entdecker-Priorität. Die erste Bekanntschaft mit Nietzsche, in dem er mehrere gerade solcher

gehütetesten psychologischen Beobachtungen bereits in unübertrefflicher Form fertig ausgesprochen vorfand, gab dieser eitlen Hoffnung sehr rasch den Todesstoss und liess damit — der empfindlichen Ambition solcher ungewissen Jugendjahre gebührend — eine so tiefe Entmutigung zurück, dass der Verfasser Jahre hindurch weder einen Band Nietzsche mehr aufgeschlagen, noch die Beschäftigung mit psychologischen Problemen überhaupt wieder aufgenommen hat. Als er sich dann nach sehr langer Pause vor kürzerer Zeit, durch medizinische Fragen angeregt, erfolgreich mit der Analyse der Affekterscheinungen beschäftigt hatte, ersah er in letzter Stunde, dass auch diesem Thema durch den Dänen C. Lange bereits eine in der ganzen Grundanschauung sehr verwandte, in der Form meisterhafte Bearbeitung zuteil geworden war.

So blieb der Gegenstand liegen, bis jüngst die kurze Musse eines einsamen Waldortes in der Beziehung der Gemütserregungen zu den körperlichen Krankheiten ein dankbares Problem fand, um das sich nun unwillkürlich, zwanglos, und wie von selbst, ein kleiner Teil jener älteren Erkenntnisse mit herumgruppierte. —

Sollte jene absolut autodidaktische Art, Psychologe zu werden, die fachmännische Kritik herausfordern, so möchten wir sofort opponierend bemerken, dass wir sie geradezu für die einzige halten, um wahrhaft in die Psychologie einzudringen. Gerade für diese Wissenschaft ist Selbstdenken Grundbedingung. Wer die Seele nicht von innen, sondern nur von aussen („begrifflich") gesehen hat, — der kann ihre Geheimnisse nie ergründen. Man muss das Ohr an diese „Erde" selbst legen, um das „Gras wachsen zu hören". Auch ist schon prinzipiell niemals eine fremde Beobachtung, ein fremder Gedanke, so fruchtbar, als eigenes Denken, eigene Beobachtung und daran anknüpfende eigene Reflexionen. Der Affekt fixiert jede Erfahrung. Der Affekt des Gefundenhabens ist es gerade, welcher einen Gedanken erst wirksam und dauernd in die Seele einpflanzt und ihn damit auch ohne weiteres Zuthun zugleich sehr rasch zum Ausgangspunkt weiterer Vorstellungsreihen werden lässt. Die Associationen in der Hirnrinde fliegen so recht lebhaft hin und her erst unter dieser Peitsche. Wahrhaft, voll, und in allen seinen Beziehungen „begriffen" haben wir nur den Gedanken, den wir selbst concipiert haben; richtiger,

der uns erfasst hat; — denn die Gedanken kommen ja zu uns, nicht wir zu ihnen; der „Berg“ kommt hier einmal zu Mohammed.

Berechtigter wäre der Vorwurf, dass die Fachsprache nicht innegehalten ist, dass die Begriffe „Empfindung“, „Gefühl“, „Affekt“ in ihrer volkstümlichen Identität durcheinander gebraucht werden. Diese — vielleicht an manchen Stellen missverständliche — Identifizierung wäre zu begründen. —

Wenn Jemand aus einer psychologischen Robinsonade der beschriebenen Art wie aus der weltfernen Abgeschiedenheit einer einsamen Insel plötzlich in die Oeffentlichkeit hinaustritt, so wird der Aufzug, in dem dies geschieht, notwendig ein etwas abenteuerlicher sein müssen. Er hat in der langen Musse auf seinem Eiland mancherlei Fertigkeiten gelernt, seine lange Untätigkeit liess ihm Zeit — jene fruchtbare Zeit! — sich allerhand Fragen zu stellen, die der selbstgewählte Mangel an Büchern ihn zugleich zwang, sich auch selbständig zu beantworten; er wird vielleicht mit lauter neuen „Entdeckungen“ in die Welt zu treten glauben, von denen viele da draussen längst bekannt sind — aber hinter seinen weltfremden Manieren, hinter der anfänglichen Unbeholfenheit, der manchmal vielleicht lächerlichen Umständlichkeit seiner Bewegungen wird das prüfende Auge wenigstens eines zu entdecken wissen: dass er in seiner Einsamkeit selbst sehen, selbst fragen, selbst denken gelernt hat.

Es wird bei der ganzen Entstehungsart dieser Arbeit ohne Zweifel vorkommen, dass für das Auge des Fachmannes „offene Thüren eingerannt“, „Windmühlen bekämpft“ werden. Der Verfasser hält sich für diese Möglichkeit schadlos an der Ueberzeugung, dass es ihm bei seiner Unkenntnis aller „Systeme“ doch auch einmal geglückt sein muss, einen neuen Gedanken, eine neue „Möglichkeit“ zu finden; schlimmstenfalls ist Richtiges eben zum zweiten Mal gesagt, und mag Unrichtiges fallen. Andererseits ist er dessen sicher, auf seine Methode jener unvermeidlichen Einzwängung des freien Denkens entgangen zu sein, welche das zu eifrige Studium der „Schulen“ jeder Art stets mit sich bringen muss: man kann dabei ja nur die Hypothesen finden (und damit glauben) — welche die Andern übrig gelassen haben. Auch sieht der Autor den Wert seiner Arbeit nicht so sehr in den Lösungsversuchen, die sie bringt, als in den Problemen, die durch sie angeregt werden sollen. Fragen ist oft fruchtbarer als antworten. —

Der Verfasser hat diese Arbeit eine „Studie" genannt, um damit sogleich auf ihre freiere Form im Ganzen und auf die ungleiche Ausführung und Unfertigkeit in Einzelheiten hinzudeuten. Gar manche harte Stelle in dem spröden Felsen Psychologie ist bei der hier gegebenen Minierarbeit vorläufig nur angebohrt, nicht gesprengt worden; stellenweise liegt selbst amorphes Denkmaterial noch roh zu Tage.[1] (Kein ernst gemeintes Buch wird im wahren Sinne je fertig; ein Buch ist immer nur ein Stadium, eine Phase, ein Uebergang; im Moment schon, wo die Feder aus der Hand gelegt ist, tauchen neue Gedanken, neue Anknüpfungen, neue Möglichkeiten auf. Das Buch ist höchstens abgethan, nicht fertig, — wenn man nämlich den Gegenstand einfach verlässt, um die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand hinzulenken). Der eigenen Weiterarbeit bleibt genug zu thun. Auch der — erst nachträglich ergänzte = medizinische Teil dieser kleinen Schrift wünscht nichts weiter zu sein, als eine Anregung zu weiterem Schaffen auf gleichem Gebiete. Das Kapitel „seelische Krankheitsursachen" der allgemeinen Krankheits-Aetiologie ist in der modernen Zeit des Mikroskops und Reagenzglases anscheinend kaum mehr beachtet worden, (die Aussendung von Fragebogen an die Aerzte könnte vielleicht hier einmal neu befruchtend wirken). —

Bei einem so umfassenden Gebiet, wie es die Gemütsbewegungen darstellen, waren erläuternde Erweiterungen — auch scheinbare Abschweifungen — gelegentlich für ein wirkliches Verständnis nicht zu umgehen. Die „Seele" lässt sich nicht zerschneiden wie ein Stück Tuch.

Um die Anmerkungen unter dem Text nicht zu sehr anschwellen zu lassen, sind solche notwendigeren Ergänzungen als Zusätze am Schluss des Buches zusammengefasst. —

Drei-Annen-Hohne, den 28. August 1902.

Was sind Gemütserregungen und wie wirken sie physiologisch?

Was sind Gemütserregungen?

Die allgemeine Erfahrung scheint uns eine Definition ersparen zu wollen: Freude, Gram, Wut, Furcht — jeder kennt sie, und Empfindungen bedürfen ja angeblich keiner Definition. Wissenschaftlich kommen wir indessen doch nicht so leicht über den intellektuellen Gewissenszwang einer solchen Definition hinweg.

Freude und Gram sind „Empfindungen". Aber wodurch unterscheiden sich diese Empfindungen, diese „Gemütserregungen", von den Sinnesempfindungen? Und unterscheiden sie sich überhaupt von diesen wirklich prinzipiell, nicht etwa blos graduell?

Nun ja: Gemütserregungen haben eben einen spezifischen „Gefühls"ton; Freude und Gram sind ausgesprochene Lust- oder Unlustempfindungen. Aber auch ein bestimmtes Rot (also ein einfacher Sinneseindruck) bewirkt eine Lustempfindung, „Freude"[2]; ein bestimmtes Lila eine Unlustempfindung. Das Grün einer Wiese bewirkt eine heitere Stimmung, ein grauer Himmel eine melancholische (in beiden Fällen wohl nicht allein Wirkung der Farbe) — und von der Stimmung zum Gefühl ist's vielleicht nicht mehr so sehr weit.

In der Qualität der Empfindung an sich scheint ein so absoluter Unterschied zwischen Sinnesempfindung und Gemütserregung also schon nicht durchgehends zu bestehen. Die Unterschiede können unter Umständen recht grosse werden; aber sie sind nur graduell, nicht essentiell.

Sollen also doch erfahrungsgemäss Unterschiede bestehen, und liegen diese Unterschiede nun nicht in der erregten Empfindung selbst, — so können sie nur im erregenden Reiz liegen.

Zur Sinnesempfindung genügt ein einfacher Sinnesreiz. Auch ein Geisteskranker kann die etwa durch ein bestimmtes Rot erzeugte „Lust" noch ganz wohl empfinden.

Unter Gemütserregung dagegen verstehen wir allgemein eine Empfindung, die nicht durch derartige elementare Sinnesreize, sondern durch eine zu Lust oder Unlust des Ich in bewusster Beziehung stehende Vorstellung geweckt wird. Jemand hört plötzlich, sein bester Freund sei gestorben: er wird traurig. Einem andern wird gemeldet, er habe das grosse Los gewonnen: ausgelassene Freude ist die Folge. In beiden Fällen wirkt nun natürlich nicht mehr der eintache Schalleindruck der gesprochenen Worte, nicht der akustische Sinneseindruck als solcher, sondern eine in ihren Konsequenzen für das Ich dadurch vermittelte, unmittelbar — meist blitzartig rasch — aufgefasste Vorstellung als lust- resp. unlusterregender Reiz. Damit es zu einer Empfindung komme, muss diese Vorstellung in ihrer Bedeutung für das Wohlgefühl des Ich vorher „verstanden" worden sein. Derselbe total verblödete Paralytiker, der vorhin bei der Farbe „rot" noch ganz gut ein gewisses animales Lustgefühl geniessen konnte, wird von jener Trauer- oder Freudennachricht nicht im geringsten erregt werden — er versteht sie nicht. Er hört ja nur Worte, nur leeren Schall. Er ist in einem fast seelentauben Zustande.

Somit ergiebt sich für uns ohne weiteres die Determination: „Gemütsbewegungen sind durch (lust- und unlusterregende) Vorstellungen erregte (Lust- oder Unlust-)Empfindungen." *)

Wir werden später sehen. aus welchem Grunde diese scheinbar unendlich überflüssige, Definition vorläufig formuliert werden musste. —

Haben wir somit der landläufigen Auffassung nachgegeben, welche die Gemütserregungen immer in kausale Beziehung zu „seelischen" Reizen, zu Vorstellungen, setzt — so müssen wir nun doch zum Verständnis alles Folgenden nochmals mit Betonung bemerken:

1. Dass zwischen „Stimmung" und „Gefühl" kein absoluter Wesensunterschied besteht; und 2., dass Stimmungen und Gefühle durch rein körperliche Ursachen erregt werden können.

---

*) Ersichtlich sind damit die Gemütserregungen nicht absolut aus der Reihe der übrigen „sinnlicheren" Empfindungen herauszuheben.

Bei der — seltsamerweise kaum gewürdigten — Bedeutung, welche das ungeheuer tiefe Problem der Stimmung für unser Gefühlsleben, ja für unser ganzes Denken in sich birgt (Gedanken flottieren oft nur auf dem Meere einer Stimmung), soll zunächst das, was wir Stimmung nennen, etwas eingehender betrachtet werden[8]. Ein körperliches Unbehagen, dessen, etwa im Darm, liegende, Ursache dem Individuum nicht gleich bewusst wird, wird nur als unklare unbehagliche Stimmung empfunden Stimmungen sind so sehr häufig die unerkannten Vorläufer, die Herolde von Organempfindungen; das, was hier später sich als deutliches Organgefühl entpuppt, ist in seinen dämmernden Anfängen „Stimmung“*) — mancher Pessimismus wäre vielleicht durch eine Abführkur heilbar. Andererseits ist es ja wiederum bekannt, dass ein gutes Mahl in rosige Stimmung versetzt — und die Umgebung eines Königs thäte gut, seine après-diner-Stimmung zu Begnadigungsgesuchen auszunutzen. Man könnte geradezu von „Magenfreude“ und „Magentrauer“ reden.

Aber auch „gefühls“ähnlichere Stimmungen können rein organisch, auf körperlichem Wege, ausgelöst werden. Es ist nicht nötig, die bekannten Stimmungen der Nervösen hier anzuführen. Auch wir Gesunden erwachen an einem Morgen hoffnungsfreudig, am andern Morgen gedrückt, — ohne dass wir uns über die Ursache dieser verschiedenen Morgenstimmung Rechenschaft abzulegen vermöchten; (es könnten hier vergessene nächtliche Träume in ihren seelischen Nachwirkungen gelegentlich in Frage kommen). Stimmung ist meist ein rein körperliches Phänomen. Jene „Hoffnungsfreudigkeit“ und diese „Gedrücktheit“ können auch sonst, wie bekannt, „Grundlos“ ohne die geringste äussere Veranlassung auftreten (wir sehen von naheliegenden unbewussten äusseren Einflüssen, wie z. B. dem Wetter, natürlich ab.) Jene Hoffnung ist einfach ein angenehmer körperlicher Zustand, wie Verdrossenheit ein unangenehmer körperlicher Zustand ist. Solche Empfindungen sind häufig nur der subjektive Index für einen besseren oder schlechteren Gesundheitszustand; und die Natur, welche dem Kranken die „Unaufgelegtheit“ mit auf den Weg gab, hat ihn damit wohl in vorsorglicher mütterlicher Weisheit zu der heilsamen Unthä-

*) Hier drängen sich jene gewissen Organempfindungen entstammenden Träume ins Gedächtnis, welche die Propheten von Krankheiten sein können.

tigkeit, der nötigen körperlichen Ruhe hinlenken wollen. Oft hängen solche gute oder schlechte Stimmungen einfach vom Spannungszustande der Körpermuskulatur ab, — sie sind möglicherweise vielfach nichts weiter als derartige Muskel-„Spannungs“-empfindungen. Die lebensfreudige Zuversichtlichkeit eines kräftigen Turners würde physiologisch etwa am treffendsten durch das Prädikat „muskelfroh“ gekennzeichnet werden.

Indessen auch Stimmungen, deren verdächtige Aehnlichkeit mit den eigentlichen Gemütserregungen, den „Gefühlen“, schon mehr ins Auge fällt, können rein körperlich erzeugt werden. So können z. B. Herzbeklemmungen eine Empfindung allgemeiner unbestimmter Bangigkeit hervorrufen, das sich bis zu einem für das Individuum höchst quälenden „Furcht“gefühl steigern kann. Ein anderes im buchstäblichsten Sinne „ahnungsvolles“ Bangigkeitsgefühl lässt erst allmählich (durch seine auffallend häufige Wiederholung gerade immer kurz vor einer bevorstehenden Darmentleerung!) das Individuum auf die Vermutung der „tiefliegenden“ Quellen solcher „Ahnungen“ kommen — der Ungebildete mag ähnliche aus dem Unterleibe stammende Organgefühle noch oft genug als wirkliche Ahnungen deuten.*) (Das Extremste in solcher Symbolisierung — wie Objektierung — von Organempfindungen leistet der Geisteskranke).

Das Individuum täuscht sich eben oft über die wirkliche Quelle derartiger Sensationen; und die eigenartige Beklemmung (Beklommenheit), die etwa der, auf einem steifen Besuch begriffene Jüngling nach zu hastiger Ersteigung der Treppen, noch atemlos, beim Ergreifen des Klingelzugs vor der Thür seines würdevollen Professors recht peinlich empfindet, würde nach ihrer oft ganz körperlichen Ursache — dem durch das rasche Treppensteigen veranlassten Herzklopfen — viel häufiger als „Treppenangst“ denn als eine wirklicke seelische Beklommenheit zu deuten sein. (Es sei hier an den sehr bezeichnenden Ausdruck „Klinkenfieber“ erinnert, der unter jungen Kaufleuten, Reisenden, für die vor der Empfangsthüre eines neuen Kunden mit un-

*) Wir glauben, dass hier Wurzeln zu einer „Psychologie der Ahnungen“ liegen, soweit diese nicht: 1.) unbewusste Nachwehen schreckhafter Träume, 2) unbewusste associative Schlüsse auf wieder gleiche Folgen unter wieder gleichen — erfahrungsgemäss früher einmal verhängnisvoll gewordenen — äusseren Umständen, 3.) intuitive Wahrscheinlichkeitsschlüsse aus gegebenen Thatsachen auf gewisse Folgen sind.

heimlicher Constanz immer wieder auftretenden Bangigkeitsempfindungen geläufig ist).

Nicht nur das Herz, auch die äussere Haut mit ihren sehr empfindlichen Blutgefässen kann ein derartiges „Furcht"gefühl vermitteln. Als der Verfasser dieser Zeilen vor Jahren einmal spät abends aus einer überhitzten Dorfschenke in die eisige Winternacht hinaustrat, empfand er mit eigentümlichem Erstaunen das ihn jäh überkommende „Frostklappern" — also die durch kältereflektorische Zusammenziehung der kleinsten Hautgefässe zum Zweck vermehrter Wärmeproduktion erregten schüttelkrampfartigen Muskelkontraktionen — deutlich als eine Art Furchtgefühl. Der Ausdruck „Kälteschauer" trifft diese seltsame Mischempfindung — die auch Fieberkranke im Stadium des Schüttelfrostes kennen mögen — ganz gut.

Empfindungen, die schon sehr „seelisch" aussehen, kann der Darm erzeugen. Wir haben oben bereits angedeutet, dass Darmstörungen die Quelle manches Unbehagens, ja mancher scheuen, grüblerischen, unreinen, misstrauischen Gemütsverfassung werden können — verstopfter Leib, verstopfter Sinn — und diese physiologisch entstehenden „Scheu"empfindungen sind uns psychiatrisch ein wertvoller Wink; so mag andererseits für die eigene Erfahrung eines Jeden nicht unerwähnt bleiben, dass das Wohlgefühl nach einer gesunden Darmreinigung*) einem „reinen Gewissen" doch recht zum Verwechseln ähnlich sehen kann. Der Hirnrinde ist es ganz gleichgiltig, ob sie ihre Empfindungsreize vom Darm oder von der „Seele", durch direkte oder durch indirekte Erregung sympathischer Fasern erhält.[4]

Kurzum (die Zahl der Beispiele soll nicht gehäuft werden): Empfindungen, welche unseren „seelischen" Empfindungen, welche „Gefühlen" doch mindestens auffällig nahe kommen, können auf rein körperlicher Grundlage entstehen, oder, um es gleich herauszusagen: — sind nichts anderes als solche missverstandenen Organempfindungen. Wir werden diese bedeutsame Einsicht bei den Affekten zu verwerten haben.

„Missverstandene Organempfindungen".

Es ist nämlich bemerkenswert und ausserordentlich charakteristisch, dass der Mensch — und hierin liegt ein Hauptunterschied gegen das Tier — sich nicht damit begnügt, derartige

*) Wie auch Nietzsche gelegentlich bemerkt.

Organempfindungen als solche einfach hinzunehmen, sondern dass er sie logisch verunklart, indem er sich sehr bald zu der ursprünglich rein körperlichen „Stimmung" ein Objekt hinzuerfindet, welches diese Stimmung verursacht haben könnte[5]; dass er seine Stimmung nachträglich logisch motiviert, dass er sie — um ein Wort dafür zu prägen — logisiert. (Potenziert thut auch dies der Geisteskranke.)

Sehr bald hat er zu der rosigen Stimmung vielleicht eine angenehme schmeichelnde Zukunftsvorstellung gefunden, die ihn so frohgestimmt „macht", sehr bald zu der beklommenen eine „beklemmende" Vorstellung — z. B. eine solche der Selbstunterschätzung, der Selbstverkleinerung — und so fort. Besonders gern unterschiebt er der Stimmung ein reelles Objekt, das sie sonst unter Umständen verursacht haben könnte (ein Hinweis auf die Art, wie Stimmungen zu Vorstellungen werden); er tauft die Stimmung aut den Namen einer Sache oder einer Person, die in seinem Interessenkreis eine besondere Rolle spielt, oder zufällig gerade im Bereich seiner Anschauung, „in der Nähe", „zur Hand" ist. Sind etwa zwei Menschen in grilliger, objektbedürftiger Stimmung zusammen, so ist die ganze Psychologie des Zanks gegeben; es wird einfach vergessen, dass der Andere in den die Stimmung projictiert wird, hier immer nur das unschuldige „Objekt" darstellt, unglücklicherweise gerade „in Schusslinie" sich befindet. Daher kommt es wohl, dass bei einem Zank meist Beide Unrecht haben. „Ich war in Aergerstimmung, da lief mir Jener über den Weg" — so etwa müsste der Zankjäger sich ausdrücken, wenn seine unwirsche entladungsbedürftige Stimmung nämlich soviel Ehrlichkeit gegen sich selbst übrig hätte.

Die Stimmung sucht sich ihr Objekt. Es wäre sehr falsch — wie es oft sehr falsch ist — hier den berühmten Kausalitätstrieb des Menschen zur Erklärung heranzuziehen und damit einen ganz alltäglichen „Associations"-Vorgang unnütz zu intellektualisieren. Es handelt sich um ein eigentümliches Kardinalphänomen in der Psychologie der Stimmungen, ja der Empfindungen überhaupt.

Jede Stimmung (hier können wir einmal an die Herkunft des Begriffs Stimmung vom Bilde einer gestimmten Saite denken) ist zugleich eine „Stimmung" für ganz bestimmte, nur ihr zukommende, nur gerade zu ihr passende Vorstellungen.

Jede Stimmung sucht sich diese homologen, diese ihr adäquaten Vorstellungen;[6] sie fliegen der Stimmung gleichsam wie „gebratene Tauben" fertig in den „Mund". Jede spezifische Stimmung hat eine Affinität zu spezifischen Gedanken. Jede Stimmung hat damit gleichsam ihren eigenen Verstand, ihre eigene Logik, ihren eigenen Willen, — ihre von einer anderen Stimmung verschiedene Lebensanschauung. Jede Stimmung hat ihre eigenen Augen. Wir sehen alles im Lichte dieser jeweiligen Stimmung. Ja: jede Stimmung hat ihr spezifisches Gedächtnis, ihre besondere Erinnerung. Der Glückliche sieht sein vergangenes Leben anders, der Traurige anders. Jener sieht durch eine Rosenbrille rückwärts, dieser durch ein graues Glas. Keiner hat das Leben gelebt, das er gelebt zu haben glaubt. Dem Menschen der angenehmen Stimmung kommen nur angenehme Erinnerungen; vor dem Menschen der tristen Stimmung tauchen nur düstere, quälende, deprimierende Bilder aus der Vergangenheit auf — er schwärzt schliesslich seine ganzen Erlebnisse rückwärts. Man ist in markanten Fällen der Art fast versucht, an eine pessimistische Idiosynkrasie des Gedächtnisses, an eine Disposition zu spezifischen Erinnerungsanomalien, an Anlagefehler in der reproduzierenden „Phantasie" zu glauben. (Die Frage würde psychiatrisch fruchtbar werden.) Wir können es nicht oft genug erwähnen, dass je nach der individuellen Häufigkeit derartiger angenehmer oder unangenehmer Organstimmungen thatsächlich unvermerkt ganz divergierende persönliche „Weltanschauungen" — optimistische oder pessimistische — sich ausbilden können. Optimismus und Pessimismus sind hier nichts als das nach aussen projizierte Temperament des Betreffenden, als die systematische „exzentrische Projektion" einer Eigenstimmung in die Aussenwelt. Aus dem Walde „Welt" schallt es immer zurück, wie das Ich hineinruft.

Bei der gänzlich verschiedenen Anschauung, welche die jeweilig verschiedene Stimmung mit sich bringt, ergiebt sich, dass keine Stimmung die entgegengesetzte eigentlich noch so recht verstehen kann. Der Traurige glaubt es seiner Erinnerung kaum, dass er ein paar Tage vorher noch „so fröhlich" gewesen sein soll; der gestern noch Schwerkranke, der heute durch einen glücklichen Zufall seine Beschwerden vorübergehend losgeworden und damit in eine „gesündere" Stimmung hineingekommen ist, fühlt sich gesund; — ja er wird auf einmal die ihm vielleicht genau bekannte und bis dahin nur zu wenig bezweifelte düstere

Diagnose seines Arztes eher für einen thörichten Irrtum halten, als die rosige Selbsttäuschung einer plötzlichen entscheidenden Besserung in jener Stunde aufgeben wollen.

Keine Stimmung versteht die entgegengesetzte mehr [7], sie glaubt der Vergangenheit die ihr entgegengesetzte kaum mehr (Ursache häufiger Erinnerungsfälschungen) — ja sie ist selbst unfähig, sich die ihr entgegengesetzte im wirklichsten Sinne vorzustellen, oder auch nur deren mimischen Ausdruck zu formieren; und hier liegt ein tiefer Hinweis auf die physiologische Entstehung dessen, was wir Stimmung nennen. Man gebiete etwa einem Traurigen — um ihn in bessere Stimmung zu bringen — zu lachen: wenn er überhaupt gehorcht, so wird er vielleicht mühselig den Mund verziehen und verzerren, aber schliesslich doch nur eine schmerzliche Grimasse des Lachens fertigbringen. Er hat, wie es scheint, in jener Innervationsverfassung, welche seine Gesichtsmuskeln in ganz bestimmter Weise zur Physiognomie der „Trauer" verzieht, die Vorstellung der mimischen Bewegungen für die entgegengesetzte „Stimmung" — besser die Bewegungsempfindungen derselben — einfach „vergessen"; er hat sie nicht zur Hand; es fehlen ihm die nötigen Impulsgefühle (deren Wiederauftauchen wohl das ist, was sonst mechanisch die Wiederholung einer bekannten und eingeschulten Handlung zu Stande bringt). Die Hirnrinde ist eben beim Zustand der „Trauer" nicht nur in ihrem sensorischen, sondern auch in ihrem motorischen Teil ergriffen.

Aber mit dieser Andeutung kommen wir bereits tief in das Theoretische der körperlichen „Folgen" von Gemütsbewegungen hinein, und so wollen wir denn jetzt direkt zu der Frage übergehen:

„Wie wirken Gemütserregungen körperlich?" —

Ueberblicken wir rasch ein paar der bekanntesten Gemütsbewegungen.

Der Freudige verfügt über einen leichten, fliessenden Gedankenablauf, er ist aufgeräumt, scherzt (die erleichterten Associationen führen zum „Witz"), seine Gedanken bewegen sich meist in optimistischen Vorstellungen [8], er ist gesprächig — aus allen diesen Gründen ist der Freudige ja ein guter Gesellschafter*) — und redet mit volltönender, wohlklingender Stimme.

*) Der Glückliche ist ein Freund der ganzen Menschheit, „Seid umschlungen, Millionen"; der Glückliche ist nicht misstrauisch, er hat keine Hemmungen (diese Hemmungsfreiheit fast eine Definition des Glücks).

Seine sinnliche Wahrnehmung ist frisch und rasch. Seine Bewegungen sind leicht, frei und sicher: Freude kann anmutig machen (im Worte „Anmut" verspüren wir schon einen Anhauch dieser seelischen Componente der Grazie).

Der Ausdruck seines Gesichts ist offen, lebhaft, geweckt, die Farbe leicht gerötet, das Auge glänzend [9].

Die Atmung ist ergiebig. Die Haltung ist frei aufgerichtet. (Nicht ohne Grund kann ja der Freund dem Freunde, die Mutter dem Sohn an Haltung und Gesichtsausdruck sogleich ansehen, ob ihm „Freudiges" oder „Trauriges" begegnet ist. Ja, es ist einem Menschen an Haltung, Blick und Miene anzusehen, dass er ein Ziel — eine latent „anregende", euphorisierende, tonisierende Vorstellung — hat; wie andererseits die zerstreute, gelangweilte, schlaffe Miene, die nachlässige ungeraffte Haltung, den Ziellosen verrät).

Bei stärkeren Graden der Freude — oder wenn der freudeerregende Reiz sehr plötzlich einwirkte — entsteht eine Steigerung aller erwähnten Symptome, ein lebhafter Rede- und Bewegungsdrang („Freudentanz!" [10]), ein ausserordentlich rascher Vorstellungswechsel, eine gehobene, übermütige Stimmung, ein Bild, das dem Bilde eines „Animierten", ja eines Maniakalischen recht ähnlich werden kann. Ein typisches Beispiel der Art bietet auf der Höhe seiner Exaltation der Verliebte (die Liebe mit ihrem bunten Wechsel von manischen und melancholischen Symptomen, von Kleinheits- und Grössenwahn, mit dem fast „paranoischen" Festhalten an einem Objekt als Centrum aller Vorstellungen steht einer Psychose ja überhaupt sehr nahe und wird uns noch mehrfach ein dankbares Untersuchungsgebiet für unsere Fragen abgeben); ein Neurologenauge könnte beim Anblick der übertriebenen Gefühlsjaktationen eines Verliebten daher nicht ganz unmotiviert den Eindruck haben: jeder Verliebte ist „hysterisch". (Die Hirnrinde in solch agitiertem Zustande mag der hysterischen ähnlich sehen. Attitudes passionelles!)

Gerade entgegengesetzt ist das Bild des Traurigen. Der Gedankengang hier ist eintönig, die Vorstellungen spärlich und melancholischen Inhalts. Der Traurige ist schweigsam oder „einsilbig". Spricht er, so spricht er schleppend, nur mit halber Stimme, gepresst, tonlos, „eintönig" [11], es fehlt das musikalische

Element der Sprache, das markierte abwechselnde Heben und Senken der Stimme — das normale Stimm-Intervall etwa einer Quint mag bis zur kleinen Terz reduziert sein (Ursprung der Mollwirkung in der Musik?[12]), — er spricht in abgehackten kurzen Sätzen, gleichsam nur unter einem Zwange. Der Traurige muss sich in der That zu Muskelaktionen fast zwingen, es zieht ihn förmlich immer wieder in die Apathie zurück, er scheint unter dem Einflusse einer ständigen General-„Hemmung" zu stehen. Seine Bewegungen sind müde, wie sein Gesichtsausdruck. Auch seine Haltung ist müde, er geht gebeugt, „gekrümmt von der Last des Kummers"; und an dieser Aehnlichkeit mit dem Bilde eines alten Mannes, der gebückt eine schwere Last auf dem Rücken zu tragen hat, mag es, abgesehen von den schlafferen (weniger tonischen) Zügen, liegen, dass Kummer scheinbar älter macht (wie andererseits der „aufrichtende" Affekt der Freude verjüngt). Die Atmung ist langsam und gehemmt, (die Seufzer Reflexakte zu stärkerer Inspiration! vgl. auch oben die „gepresste" Stimme); der Blutumlauf träger, die Farbe daher oft blass. Der Appetit ist schlecht, die Verdauung angehalten (in sehr bemerkenswerter Analogie zu der hartnäckigen Verstopfung echter Melancholiker).

Ausdrücklich betonen wollen wir hier nochmals, dass nicht nur die motorischen Hirnrindenbezirke, sondern auch die sensorischen — wir erwähnten die Vorstellungsarmut — an der allgemeinen Atonie beteiligt sind. Der Traurige ist teilnahmslos gegenüber den Eindrücken der Aussenwelt, er hört auf Geräusche kaum, Töne scheinen ihm wie aus weiter Ferne zu kommen. Das Leben hat seine bunten Farben für ihn verloren — er sieht alles „grau in grau"; thatsächlich mag eine Abstumpfung wie der übrigen Sinne so des Farbensinnes — ebenso eine periphere Einengung des Gesichtsfeldes wie bei echten Melancholikern — im Zustande tiefer Trauer wirklich nachweisbar sein).

Ueberblickt man den geschilderten Gesamteindruck des Traurigen, seine ersichtliche Muskelabspannung, seine sensorische Apathie, so ergiebt sich eine frappante Aehnlichkeit mit dem bekannten Bilde der Müdigkeit. Schmerz macht müde[13]; und — ob schon in jeder Stimmung etwas Halbgewolltes liegt, — so würden sich doch die Menschen wahrscheinlich nicht gerade der Traurigkeit so gern hingeben, wenn sich dabei nicht so sanft — „faullenzen" liesse. Trauer wirkt lethargisierend,

(auf manche Naturen geradezu phlegmatisierend.) Es scheint, dass seelischer Schmerz akut dieselbe Hirnrindenlähmung, dieselbe Verringerung des cerebralen Tonus herbeiführen kann, welche sonst unter physiologischen Verhältnissen langsamer als „Ermüdung" entsteht. Kurz: Ermüdung, bezogen auf ein Objekt, heisst „Trauer". Nimmt man dieses vorgestellte Objekt fort, so sieht die Stimmung, welche wir Trauer nennen, der seelischen Ermüdung aufs Haar gleich.

Während im grossen Ganzen bei der Freude alle körperlichen Funktionen kräftiger und beschleunigt ablaufen (die Frage lässt sich stellen, ob dieser Ablauf allein die „Freude" ist), so verlaufen sie in der Trauer verlangsamt und abgeschwächt. Daher vergeht Freude immer mehr oder weniger rasch, während Trauer lange anhalten kann. Freude ist eben relativ „Arbeit", Trauer „Müssiggang" für den Organismus; Freude aktiv, Trauer passiv. (Die Gegensatzstellung nur doktrinär; die Unterschiede im Grunde auch hier nur graduelle.)

Nehmen wir einen anderen Affekttypus: den der Wut. Dem Wütenden tauchen nur „wütende", seine Wut steigernde, seine Wut motivierende (!) Gedanken auf. Im Verlauf der höchsten Wut ist von einem Gedankengang überhaupt nicht mehr die Rede. Der Wütende denkt nicht mehr, er fühlt kaum noch, — er handelt; handelt impulsiv, zwangsmässig, hemmungslos. Er tobt, rast, schreit, brüllt, stampft mit dem Fusse, zerschlägt Gegenstände; ein ungeheurer Bewegungsdrang, ein vehementes und elementares Bedürfnis nach Entladung ist unverkennbar. Das Gesicht ist „wut"gerötet, die Miene unheilvoll, die Augen weit aufgerissen, oft stark gefässinjiciert („blutunterlaufen") herausgequollen;*) die Atmung stürmisch, hastig (ihr skandierender Einfluss auf das kurze abgerissene Sprechen des Wütenden!). Auch beim Wütenden besteht eine fast absolute Unfühlbarkeit für Reize der Aussenwelt; der Wütende „hört und sieht nicht", was um ihn herum vorgeht, ist „taub und blind vor Wut". Eine auf dem Gipfel dieses Affektes angestellte Sensibilitätsprüfung durch Nadelstiche würde wahrscheinlich eine totale Analgesie am ganzen Körper ergeben.

*) Der Berserkerausdruck des Wütenden findet sich manchmal ähnlich beim Basedowkranken (was auf die gemeinsame Grundlage einer Sympathikusaffektion hinweist). — Das Verhalten der Pupillen wäre — wie bei den Affekten überhaupt — von besonderem Interesse.

Es bleibt ausserordentlich bemerkenswert und ist auch kriminell wichtig (denn das Ueberschreiten von einer Körperverletzung zum Totschlag in solchem Zustand kann allein davon abhängen, ob zufällig eine Axt zur Hand war) — dass die in der höchsten Phase der Wut begangenen Handlungen eigentlich der Willkür entzogen sind, ja dass für sie nachher beim Individuum fast eine Art Amnesie bestehen kann (der Gehirnzustand des Epileptikers muss ein ähnlicher sein): „Wie war es mir nur möglich?"

Ein („seelischer") Reiz hat eine motorisch besonders disponierte Hirnrinde getroffen, die Erregungswelle läuft in dieser mit ausserordentlicher Schnelligkeit mechanisch ab[14], die Handlung ist wie nachtwandlerisch geschehen, noch ehe das Individuum und die Umgebung eigentlich so recht „zur Besinnung gekommen" ist.*)

Bedenkt man ganz das Unbewusste derartiger schon tobsuchtsähnlicher Handlungen, so muss man sagen, dass in der höchsten Wut überhaupt keine „seelische" Erregung mehr besteht. Der einmal eingeleitete Erregungsvorgang rollt sich mit ungeheurer Geschwindigkeit und Intensität allein in den motorischen Bezirken der Hirnrinde ab, ein „Bewusstsein" tritt garnicht mehr auf; und: — unbewusste „seelische" Vorgänge sind körperliche Vorgänge.[15]

Nichtsdestoweniger muss das „sensorische" Individuum nachher entgelten, was das motorische verbrochen hat; es ist der Sündenbock für das motorische . . . —

Nehmen wir zum Schluss noch das Bild einer andern und zwar depressorischen Gemütserregung, einer kraftlosen Erregung: — der Furcht.

---

*) Auch in höchsten Phasen anderer Affekte — Furcht! — ist ja das Bewusstsein fast ausgeschaltet. Sie lassen den Menschen mechanisch handeln, sie mechanisieren ihn, machen ihn zu einer lebendigen Gliederpuppe, zum willenlosen Sklaven seines Motoriums. (Nirgends zeigt sich so wie hier, dass wir nichts sind als Marionetten unseres Gehirns, von diesem an den Drähten der Nerven passiv nachgezogen; „gewollt", nicht „wollend". Nirgends wird der Reflex als Grundschema jeder Handlung so deutlich wie hier. Ein Kardinalgesetz der Materie: das der Fortpflanzung einer Erregung in der Richtung des geringsten Widerstandes kommt rein zum Ausdruck).

Wir sind hier klarer wie überall Automaten. Wir sehen sonst nur diesem Automatismus zu und nennen das „Bewusstsein"; wir sehen seine Richtung vorher und nennen das „Willen".

Der hastige und unstäte Vorstellungsverlauf des Furchtsamen dreht sich gewaltsam nur um „angst"erregende, pessimistische Vorstellungen: „Jagende" Angst. Es herrscht eine Art wirrer Gedanken„flucht" (thatsächlich könnte eine mehr als begriffliche Analogie dieses sensorischen Hirnvorgangs mit demjenigen in den motorischen Centren bestehen); die Vorstellungen hetzen überstürzt einem stets düsteren, pessimistischen Ziele zu. Die sinnliche Auffassung der Aussenwelt ist lückenhaft, verworren; eben daher kann der Furchtsame nachher kein Erlebnis geordnet widergeben. Der Gesichtsausdruck des Furchtsamen, durch die hochgezogenen Brauen, die ängstlich aufgerissenen Augen schon hinreichend charakterisiert, ist sattsam bekannt; die Farbe bleich (bleiche Furcht). Die Sprache ist stotternd, leise, fast unhörbar. In höheren Graden der Furcht werden überhaupt nur noch unzusammenhängende Laute hervorgebracht (wie in manchen ängstlichen Träumen.) Die Glieder zittern wie im Schüttelkrampf des Fiebers, die Kinnbacken „klappern" aufeinander. Die Herzaktion ist beschleunigt und kann arythmisch werden; der Puls ist klein, es kann vor Herzschwäche zur Ohnmacht kommen. Haltung: Der Furchtsame steht geknickt, haltlos, schlotternd, — ein Kind kann ihn umwerfen.

Dass die Furcht stark auf den Darm wirkt, ist schon dem Schuljungen aus seinen „bauchgrimmigen" Gefühlen vor dem Examen bekannt; und dass es nicht immer blos bei solchen „Gefühlen" bleibt, beweist uns die eigene Erzählung eines kerngesunden alten Landarztes, der bis in seine hohen Jahre hinein jedesmal bei der Meldung einer von ihm zu leitenden schweren Geburt erst den Abort aufsuchen musste. Eine an Obstipation leidende durchaus nicht nervöse Bühnenkünstlerin berichtete uns, dass ihr Leiden jedesmal an den Abenden gehoben sei, an denen sie die Bühne betrete; — also einmal eine „heilsame" Folge des quälenden und unausrottbaren Coulissenfiebers".

Dass die Furcht auf die Blase wirkt, ist gleichfalls fast bis zur Sprichwörtlichkeit bekannt. Es findet aber auch oft eine an sich vermehrte Harnsecretion, also eine Nierenwirkung, statt. Der Urin wird dabei heller und wässriger.

Die so verschiedene individuelle Stärke der Furcht beruht recht wesentlich auf dem Stärkegrade solches Mitschwingens von Herz-, Darm-, Muskel- etc. — empfindungen. Bei besonders empfindlichen Menschen bricht fast auf jede starke seelische

Erregung sogleich der ganze Eingeweidesturm mit los; sie sind „furchtsam" auch in der Freude. Jede Erregung wirkt hier depressorisch. Man könnte von psychisch „paradoxer Reaction" reden.

Ueberblicken wir das Bild der Furcht, so finden wir die Verwandtschaft mit dem körperlichen Schreck — einer physisch entstandenen Erschütterung der Nerven — so gross, dass wir fast sagen können: Furcht ist ein protrahierter Schreck. Dieselbe Wirkung auf willkürliche Muskulatur, Blutgefässe der Haut, Blase und Darm. Im Augenblick, wo wir erschrecken, sind wir alle furchtsam, (wie übrigens auch im Traum). (Bedenkt man das so charakteristische primäre Erblassen der Haut und das rasch folgende Muskelzittern in der oben erwähnten seltsamen Aehnlichkeit mit einer Kältewirkung, — dann ist die Versuchung schwer ganz abzuweisen, die Haupterscheinungen der Furcht als die einer Reflexneurose von der Gefässkontraktion in der äusseren Haut aus aufzufassen.)

Wir wollen hier gleich bemerken, dass wir „Scham", „Verlegenheit", „Schüchternheit" nur für Abarten der Furcht halten (der Schüchterne, der seine „Jungfernrede" halten soll, macht den Eindruck eines zum Tode Verurteilten, der zum Richtblock geführt wird), und dass wir auch in dem berühmten „Schwindel" ungeübter Bergsteiger wohl meist nur einen liebenswürdigen Euphemismus für die Männern nun einmal so unerlaubte Furcht erblicken dürfen. Der Nachtwandler auf seiner Dachkante — bei dem eben das Verständnis für das Gefährliche seiner Situation nicht vorhanden ist — ist schwindelfrei.

Dass die Erscheinungen der Furcht, für welche allein eine angeborene Reflexerregbarkeit des Herzens eine solche Hauptrolle spielt, sich grossenteils dem Willen entziehen (das Herz ist ja ein unwillkürlicher Muskel) ist mehr bekannt als pädagogisch gewürdigt. Der Intellekt ist ohnmächtig gegen Organreflexe; schon weil er hier stets zu spät kommt. Wenn Napoleon angeben konnte, zeitlebens immer nur 56 Pulsschläge — nach andern Berichten sogar nur 40 — in der Minute gehabt und sein Herz niemals gespürt zu haben, so hatte dann wohl der psychische Napoleon dieser Herz-Unerregbarkeit des physiologischen Napoleon (möglicherweise der angeborenen Hypoplasie oder Agenesie einer bestimmten Hirnherzbahn) einen Teil seiner Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit zu danken.

Wie sehr passiv und reflexmässig unwillkürliche Nervenwirkungen auf plötzliche starke Aussenreize eintreten, geht allein aus der interessanten Thatsache hervor, dass selbst Taube durch einen Knall erschrecken können; d. h. dass die Erregung blitzschnell ihren Weg vom peripheren Endorgan, dem Ohr, durch das akustische Centrum hindurch bis zum motorischen Centrum nehmen und sich hier entladen kann, ohne dass das akustische Centrum diesen Durchgang für sich besonders „empfunden" hätte.[16] Bei Gesunden soll das schreckhafte Zusammenfahren oft eher erfolgen als die eigentliche Wahrnehmung des Schreckreizes — etwa eines Knalles — selbst.

Vergleicht man Trauer und Furcht in ihrer Gesamtwirkung, so möchte es vielleicht erlaubt sein, sie im Gegensatz zu den tonisierenden Affekten von Freude und Wut als denervierende Affekte, ihre Wirkung als „Denervation" zu bezeichnen.*) Die verschiedene motorische Wirkung der einzelnen Affekte wäre mit dem Dynamometer geradezu vergleichend zu messen. —

Ueberblicken wir die Symptome der vier genannten Kardinalaffekte, so haben wir der Hauptsache nach: 1. Alterationen der Gehirnthätigkeit (Vorstellungsverlauf) und der äusseren Sinne; 2. Wirkungen auf die willkürliche (mimische und Körper-) Muskulatur; 3. Wirkungen auf die unwillkürliche Muskulatur (Herz und Gefässe, Blase, Darm). Dass schliesslich auch sekretorische (Drüsen-) Wirkungen statt haben, lehrt uns schon der Schweissausbruch — „Angstschweiss" — welcher Furcht und Schreck nicht selten begleitet (von Wirkungen auf die Magensaftsekretion u. ä. ganz abgesehen).

Rekapitulieren wir ein paar Hauptunterschiede der Affekte: Der Freudige hatte vielseitige und lusterregende Vorstellungen, der Traurige einseitige und unlusterregende; der Wütende wenige und aufreizende, der Furchtsame aufdringliche und angsterregende Vorstellungen. Der Freudige ist Optimist, der Furchtsame Pessimist. Der Freudige hat frische, der Traurige stumpfe Sinneswahrnehmungen. Das Auge des Freudigen ist glänzend, das des Traurigen glanzlos, das des Zornigen blitzend. Der Freudige plaudert, der Traurige schweigt, der Wütende brüllt, der Furchtsame stammelt. Selbst der Händedruck wird verschieden sein: Der Freudige schüttelt warm (!) und kräftig die

*) Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung würde Furcht und Wut aus Flucht- und Angriffsvorgängen ableiten.

Hand; die kalte, müde Hand der Traurigen schleicht sich matt, kraftlos, apathisch, wie leblos, in die dargereichte Hand hinein, er erwidert keinen Händedruck recht. Der krampfhaft pressende Händedruck des Wütenden wird schmerzen, der unruhige Druck der feuchtkalten zitternden Hand eines Furchtsamen unwillkürlich Antipathie erwecken (in bedeutsamer Aehnlichkeit mit dem Händedruck des „Nervösen".)

Wir sind uns bewusst, schematisiert, vielleicht outriert zu haben. Wir haben Freude, Wut, Furcht als ἀκμή, als kurze akute Zustände, dargestellt, während wir wohl wissen, dass sie durchaus nicht immer derartige Gipfel sind, sondern oft in ruhigerer Kurve, chronischer, ablaufen. Wir haben ferner der grossen subjektiven Verschiedenheit in der Aeusserung der Affekte keine Rechnung getragen, wir haben den Einfluss der Temperamente auf die individuelle Erregung kaum angedeutet u. s. w. Indessen handelte es sich für uns vorwiegend darum, die markantesten Unterschiede in jenen Affektäusserungen, besonders ihre differenten körperlichen Erscheinungen, möglichst augenfällig voneinander abzutrennen.

Dabei hat sich nun gezeigt, dass bei jenen „Gefühlen" die rein körperlichen Phänomene und deren Wahrnehmung durch das Individuum eine überaus grosse, das Nachdenken geradezu herausfordernde, Rolle spielen. Wir haben die auffallende Aehnlichkeit der Trauer mit der Ermüdung, die der Furcht mit einem protrahierten Schreck beobachtet und auch auf die Bedeutung der für diese Affekte so wesentlichen Muskelempfindungen wenigstens andeutungsweise hingewiesen. Nun stellt sich von selbst eine kardinale Frage:

Bleibt, wenn man von jenen Affekten diese ihre körperlichen Erscheinungen abzieht, überhaupt noch etwas „Seelisches" übrig. Bleibt, wenn man dem Furchtsamen sein Muskelzittern, sein Herzklopfen, seine Darmunruhe u. s. w. nimmt — und ihn damit von der Summe jener Organempfindungen befreit, deren rascher Wechsel allein ihn ja so begreiflich in Willensohnmacht und Unsicherheit hineinjagen muss, — bleibt dann überhaupt noch etwas von seiner Furcht übrig? Ist jene Muskelempfindung der „Unsicherheit" vielleicht „die Furcht"? Oder ist sie nur eine Furcht, nur Muskelfurcht, nur eine Furchtart? Kurz: Giebt es überhaupt eine „seelische" Furcht, oder ist jede Furcht nur Wahrnehmung von bestimmten charakteristischen Organempfindungen, also nur „Organfurcht"?

Nun: wir glauben — und die allgemeine Erfahrung giebt uns Recht —, dass (von der ganz akuten, schreckähnlichen Furcht, der Schreckfurcht, vielleicht abgesehen) eine solche rein „seelische" Furcht allerdings existiert. Wir haben nicht ohne Grund an den Anfang unserer jedesmaligen Affektschilderung die Verschiedenheiten des Vorstellungsverlaufes gesetzt. Wir haben nicht ohne Grund den optimistischen Charakter des freudigen, den pessimistischen des ängstlichen Gedankenganges hervorgehoben und damit bedeutet, dass hier eine Furcht- und Freudestimmung mit der Neigung zu entsprechend verschiedenen Vorstellungen für sich besteht (deren rasche Auslösbarkeit durch Aussenreize vielleicht einen grossen Teil der furchtsamen etc. „Anlage" ausmacht.)

Das ist es nun, was unseres Erachtens nach Abzug aller anderen körperlichen Erscheinungen von jenen Affekten doch übrig bleibt. „Nach Abzug aller anderen körperlichen Erscheinungen": denn jene, nach solchem hypothetischen Subtraktionsexempel noch übrig bleibenden „seelischen" Empfindungen müssen ja doch auch schliesslich irgendwo im Körper entstehen, irgendwo ihren Sitz haben; — sie sitzen im Gehirn. Um es kurz heraus zu sagen: Wir halten diese „Rest"empfindungen (und mit ihnen viele Stimmungen) für Organgefühle des Gehirns, und wollen damit ausdrücken, dass sie nicht „Leibes"organen entstammen. Wir glauben aber, dass jene zu der primären „seelischen" Empfindung sich so rasch hinzugesellenden, hinzuaddierenden, körperlichen Phänomene die Affektstimmung ganz ausserordentlich steigern können. Gehirnfurcht + Organfurcht ist grösser als blosse Gehirnfurcht.

Es giebt isolierte „Gehirn"stimmungen [17].

Andererseits werden wir aber nach unserer oben gegebenen Darlegung ausdrücklich daran festhalten, das es ebenso rein körperlich entstehende, erst centripetal das Gehirn erregende „Stimmungen" giebt *).

Die Frage wirft sich ja unwillkürlich auf (und wir haben sie uns recht ernst gestellt), ob es überhaupt „seelische", primär im Gehirn entstehende Empfindungen giebt — dass jede

*) Hier wären auch die durch gewisse Arzneistoffe von bestimmten Organen aus zu erregenden spezifischen „Stimmungen", wie die durch Erkrankung der einzelnen Organe entstehenden charakteristischen Stimmungen heranzuziehen.

peripher entstandene Reizung schliesslich, am Ende ihrer Leitung, Gehirnempfindung *wird*, ist klar — ob nicht vielleicht *alle* „Gefühle“ im letzten Grunde nur destillierte Organsinnesempfindungen (Herz-, Darm-, Muskel-Gefühle etc.), *ursprünglich* jedenfalls einmal rein *körperliche* und jetzt nur zu Gefühlen *sublimierte* Lust- oder Unlustempfindungen sind, die bei gewissen cerebralen Reizen heute noch „associativ“ aus der Tiefe der Organe heraufklingen.[18]

Wir müssen die Frage in dieser *Allgemeinheit* verneinen. Eben nur wenn wir — was wir konsequenterweise natürlich müssen — das Gehirn selbst auch als solches „Organ“ mitrechnen, können wir die Frage nach der körperlichen Entstehung aller Empfindungen bejahen.

(Resumé unserer Erwägungen wäre, neurologisch ausgedrückt: die Affekte sind immer „*Neurose und Psychose*.“) —

Wir haben nur *einige* Gemütsbewegungen geschildert; vielleicht sehen wir deutlicher, wenn wir einen flüchtigen Blick auf einige andere Empfindungen werfen. Es giebt ja deren sehr viele. Die Versuchung ist gross, in ein solches Gewirr vielleicht irgendwie Ordnung bringen zu können. Vielleicht lässt sich die anscheinend unlösbare Vielheit der Empfindungen schliesslich unter ein paar *Haupt*empfindungen rubrizieren. Vielleicht können wir *Elementargefühle* finden, von welchen die andern mehr oder weniger nur Schattierungen, nur Nuancen darstellen.

Vielleicht liegt schliesslich nur ein verwirrender Wust von *Namen* vor, und die scheinbar unzähligen Qualitätsunterschiede sind mehr solche der *Quantität*. Vielleicht haben wir in unserer obigen Erkenntnis („Trauer ist Müdigkeit *bezogen auf ein Objekt*“) einen wertvollen Fingerzeig zu erblicken; vielleicht sind die *Erregungen* selbst oft die gleichen, und nur die jeweilig verschiedene Beziehung auf ein anderes *Objekt* giebt ihnen die verschiedene Farbe.

Stellen wir regellos ein paar bekanntere Empfindungen vor uns hin, ohne Auswahl, wie sie uns einfallen:

Sorge; Verzweiflung; Schmerz; Verachtung; Hass; Neid; Misstrauen; Missgunst; Ekel; Unzufriedenheit; Eifersucht; Scham; Verlegenheit; Reue; Wut; Rachsucht; Spannung; Furcht; Freude; Hoffnung; Enttäuschung; Ernst; Ungeduld; Liebe; Stolz; Trotz; Aerger*); Mitleid; Ungewissheit; Ehrgeiz; Ehrfurcht. —

---

*) Wir weisen nebenbei auf die zwischen diesen Zeilen gleichsam mit herausspringenden, den verschiedenen Empfindungen entsprechenden,

Versuchen wir, aus diesem Wirrwarr von Begriffen vielleicht ein paar Reihen leidlich verwandter Empfindungen zusammenzustellen:

Verachtung, Ekel, Aerger, Hass, Wut, Rachsucht —;

Missgunst, Neid, Misstrauen, Eifersucht —;

Ungewissheit, Sorge, Enttäuschung, Schmerz, Reue, Verzweiflung —;

Spannung, Ungeduld, Hoffnung, Liebe —;

Stolz, Trotz, Ehrgeiz — . . .

Ja: wenn wir nicht nach vorgefassten abstrakten Schematen gehen wollen*), sondern möglichst nach wirklicher innerer Verwandtschaft zu rangieren versuchen, gelingt es uns im Augenblick nicht, auch aus diesen vereinfachten — und doch schon etwas forcierten — Reihen die sehnlichst gewünschten „Elementargefühle“ herauszuanalysieren (trotzdem der sophistische gute Wille zum Resultat es an seinem hinterlistigen Einfluss auf Spürsinn und Logik gewiss kaum würde fehlen lassen). Es fänden sich zur Not solche Ansätze, wie: dass Aerger, Eifersucht, Scham Selbstpeinigung gesteigert zur „Wut“ werden können („wütender Aerger“), also vielleicht nur Modifikationen, Phasen, ein und desselben Vorgangs sind; ähnlich etwa: Enttäuschung, Reue, Kummer, Schmerz, Verzweiflung; oder: dass in der gespannten Erwartung etwas wie „Furcht“ liegen kann u. dergl.; aber über derartige unbestimmte allgemeine Hinweise scheinen wir auch nicht leicht hinauszukommen.

Eines aber scheint sich ungezwungener zu ergeben: alle jene Gefühle sind nur Lust- oder Unlustempfindungen, bezogen auf ein Objekt (dies „Objekt“ kann auch das Ich selbst sein).

So war Trauer: Ermüdung, bezogen auf ein Objekt.

So ist Misstrauen: Zweifel (ein spezifisches „Miss“gefühl), bezogen auf ein Objekt.

Dankbarkeit: ein reaktives Wohlgefühl, bezogen auf den „Erreger“.

Neid: Unlust über ein nicht selbst haben, gerichtet auf den Habenden.

Mitleid: Selbstleid, hineinprojiciert in den Andern, Leidenden. — Und so weiter.

Mienen hin — auf die lebhaft mit anklingenden optischen Bilder; (zur Psychologie der sogenannten „abstrakten“ Begriffe.)

*) z. B. einer Einteilung der Empfindungen in egopetale (egocentrische-Ichgefühle) und allopetale (a. Menschen, b. Dinge).

Wir wollen eine sich hier aufdrängende Kritik unsrer gefährlich irreführenden Ausdrucksweise einweilen unterlassen. Wir finden unangenehme Empfindungen, „bezogen auf ein Objekt" (z. B. Misstrauen), und angenehme Empfindungen, bezogen auf ein Objekt (Hoffnung). Wir haben uns dabei indessen immer vorzuhalten, dass alle jene Empfindungen im tiefsten Grunde physiologische Stimmungen (vielfach wie Reue, Aerger, solche der Reaktion) sind, die wir nur gewohnheitsmässig in das gerade vorhandene (oder „dazu gefundene") Objekt hineinprojicieren, die aber alle in der Anlage in uns vorgesehen sein müssen und die wohl alle auch ohne jenes Objekt einmal spontan, als „Stimmungen", in uns entstehen können. Diese Stimmungen schaffen dann oft erst das Bedürfnis nach dem Objekt, wir „wollen" manche Erregungen (vgl. oben Schema „Zanksucht").

Schon weiter zeigt uns vielleicht, dass einige unter jenen Empfindungen augenfällig ein mehr passives, andere ein mehr aktives, mehr motorisches Element in sich haben. Einige sind intensiv, andere extensiv. Zu den ersteren gehört etwa die „Scham"; zu den letzteren die „Wut", die „Rachsucht". Die Rachsucht [19] z. B. ist in der That vorwiegend nur Drang, Unruhe, Unrast, Ungeduld, motorisches Entladungsbedürfnis, bezogen auf ein Objekt, gerichtet (wie ein Pfeil) auf ein Objekt. (Die „Suchten" s. u. „Zusätze".[20]) Ohne derartiges Objekt lässt sich ein solches primäres Empfinden denken, das in unklarem Drang, in starker Unruhe, in drängender unbestimmter Ungeduld ohne Ziel stecken bleibt. (Ein der Rache sehr analoger Entladungsdrang zeigt sich in jener nutzlosen Selbstpeinigung — „Reue" — nach einem sogenannten „selbstverschuldeten" Unglück; jener invertierten Empfindung, die man die Rache am eigenen Ich nennen könnte. Das Ich macht sich hier selbst zum Prügelknaben, — weil es die Umstände nicht prügeln kann.)

Spontane Empfindungen mit „mehr motorischer Färbung" nun, Zielempfindungen, scheinen je nach dem Frische- oder Müdigkeitsgrad der Seele in unverkennbarer Weise zu- oder abzunehmen. Wir hatten ferner oben schon auf die auffällige Aehnlichkeit hingewiesen, welche die Erscheinungen der Trauer mit denen der Ermüdung zeigen; wir können andrerseits darauf hinweisen, dass die Erscheinungen der Freude denen der Frische ähneln. Es scheint, dass ein grosser Teil unserer Empfindungen überhaupt nur auf ein solches „frisches"

oder „müdes“ Fühlen zurückzuführen sind, das („frische“ oder „müde“ Denken dann nur Symptom). Es scheint, dass „Lust“ oder „Unlust“ vielfach nur innere Symbole für frisch oder müde sind. Das Gesetz der Ermüdung beherrscht das ganze Seelenleben.

Wir können den ungeheuren Stoff hier nicht ausschöpfen, wir wollen das Problem nur andeuten.

Für die straffe (frische, wache) Seele sind unter anderem charakteristisch:

Selbstgefühl, Thatendrang, Sicherheit, Bestimmtheit, Hoffnungsfreudigkeit, Mut, Kampfbedürfnis,*) Härte, Zielbewusstsein, Ehrgeiz (der „Ehrgeiz“, das „Ziel“, — alles Konsequenzen, accidens, sekundäre Folgen eines primären Gefühls der eigenen Fülle und des dadurch unbewusst erzeugten Entladungsdranges. Ehrgeiz ist nur ein Symptom, wie Trägheit nur ein Symptom ist).

Für die schlaffe (müde) Seele:

Sentimentalität, Weichheit, Melancholie, träge Resignation, Bangigkeit, Furcht, müdes Sehnen, Vermissen, Grübeln, Einkehr, Misstrauen, Menschenscheu**), Hypochondrie, Zweifel, Unklarheit, Ungewissheit, Schwanken, Ziellosigkeit (jenes „Sehnen“ kann subjektiv als Sehnen „nach Frieden“ gedeutet werden, es kann als Sehnsucht nach „Liebe“ empfunden werden, es kann sich noch andere Objekte suchen. Immer aber liegt zu Grunde irgend ein subjektiv missverstandenes Sehnen nach Ruhe. Die Müdigkeits-„Sentimentalität“ deutet uns nebenbei an, wo eigentlich der Ursprung der früher einmal so grassierenden Weltschmerzmanie zu suchen war).

Bei höheren Graden der Ermüdung, der Ruhebedürftigkeit, tritt — wenn die Müdigkeit nicht durch Ruhe, durch „Schlaf“ ihre natürliche Befriedigung findet — als innerer Ausdruck dieses nicht befriedigten physiologischen Bedürfnisses: Unbefriedigtheit, Selbstunzufriedenheit und Selbstunterschätzung, als äusserer: Reizbarkeit und Launenhaftigkeit***), Grillenfängerei (in der Liebe: Eifersüchtelei) auf; dieselben Erschei-

*) Vielleicht hier Hauptursprung der Teilung in geborene Angriffs- und Fluchtnaturen.

**) Alle Reize werden in der Ermüdung als Unlust empfunden, daher ihre „Scheu“empfindungen; (bemerkenswerte Analogie mit der Nervosität).

***) Hier liegt demnach eine Quelle der „Launen“ und damit eine Hauptursache des Zanks; das altbekannte „Beschlafen“lassen eines Zwists könnte also seinen recht guten inneren Grund haben.) Die Reizbarkeit und Launen-

nungen, die auch die spontane Trägheit charakterisieren (im Gegensatz zu welcher die Ermüdungsträgheit ja einen zweckmässigen Reaktionsvorgang darstellt.)

Hier können die Wurzeln von „Optimismus“ und „Pessimismus“ (auch die der Blasiertheit) liegen; dieser Pessimismus ist dann nur in die Aussenwelt projizierte subjektive Müdigkeit: das Leben gähnt dem Individuum scheinbar schaal, trist, matt, leer, inhaltslos entgegen — während die Mattheit in Wirklichkeit im Blick des Beschauers liegt. Nicht: „Das Leben ist hässlich“, sollte ein solcher Müdigkeitspessimist sagen, sondern: Ich bin müde.)

Die straffe Stimmung erzeugt männliche Gedanken: kriegerische, mutige, autrichtende (und aufrichtige); die schlaffe: weibliche*): hingebende, weiche, falsche, feige Gedanken, Gedanken, bei denen man nichts zu thun braucht, auf denen sich gut ausruhen lässt.**)

Die straffe Stimmung sucht instinktiv immer nach Bewegung, nach Ziel — die schlaffe ebenso instinktiv immer nach einem Ruhelager.

Die straffe Stimmung will „wachen“ — die schlaffe will „schlafen.“

Der „frischen“ Stimmung wachsen Probleme (und Lösungen) wie Pilze aus der Erde; die müde Stimmung quält sich umsonst danach.

Die straffe Stimmung steht realistisch im Leben und seinen Zielen — die schlaffe dämmert unklar, nebelhaft, „idealistisch“,

haftigkeit in der Ermüdung stehen übrigens in sehr bemerkenswerter Analogie zu der gleichen Stimmung des kranken Menschen. Die Krankenseele und die müde Seele sehen sich vielfach verdächtig ähnlich. (Auch das leichte Uebergehen extremer Stimmungen in einander ist bei beiden zu beobachten.)

*) Die Schlagworte „männlich“ und „weiblich“ scheinen uns ganz charakteristisch; wir können sie im gedachten Sinne nicht nur moralisch- und intellektuell-, sondern auch ästhetisch-kritisch verwenden.

Möglicherweise ist mit der grösseren Ermüdbarkeit ein tiefer Wesensunterschied zwischen männlichem und weiblichem Gehirn getroffen. Für den Intellekt ist die Differenz im Grade der Ermüdbarkeit ein Hauptunterschied zwischen Mann und Weib: das weibliche Gehirn wird rascher denk-„müde“, hält das Klettern auf der Leiter der Abstraktion nicht lange aus.

**) Die Moral, das Gut oder Böse, kann diesem Unterschiede von „straff und schlaff“ entstammen. Der Straffe, Thätige, hat keine Zeit zum Schlechtsein, znm Ausbrüten schlechter Gedanken. Auch schützt seine glückliche Selbstzufriedenheit ihn vor jenen bösen Entladungsbedürfnissen, die jede Unzufriedenheit kennt. Auch die Lüge mag von den Schlaffen kommen; sie durften sich nicht geben wie sie sind. —

darüber hinaus (kritischer Massstab für einen Pseudo-Idealismus).

Die straffe Stimmung sieht mutig vor sich in die Zukunft — die schlaffe grübelt unfruchtbar („romantisch“) in die Vergangenheit zurück. Die straffe Stimmung (Arbeit!) bringt stets von Neuem das Gefühl des „Jungseins“, die schlaffe (Trägheit!) das des „Altseins“ mit sich. (Pseudo-Pessimismus.)

Die straffe Stimmung fühlt sich bei jedem Unternehmen unwillkürlich bald Herr, die schlaffe Sklave (Zwangsempfindungen).

Das rege, frische Gehirn verhält sich refraktär gegen trübe Anfechtungen, sie prallen an ihm ab, oder es setzt sich gegen sie zur Wehre; die wehrlose Stimmung der Müdigkeit dagegen wird leicht von hässlichen Gedanken überfallen — und mühelos überwältigt.

Das frische Gehirn hat stets eine Hauptvorstellung, — einen Leitgedanken, ist immer monarchisch regiert; in der müden Seele herrscht anarchistische Unordnung der Gedanken und Empfindungen. Dort Concentration, hier Discentration.

Die individuelle Ermüdbarkeit, die unbewusste Wirkung des Ruhebedürfnisses reichen — wie alle unsere tieferen Wesenswurzeln — sehr hoch in unsern Intellekt hinauf. Sie lenken unvermerkt unsere Wünsche, ja unsere Logik. Wie weit die Befriedigung bei einem System, bei einer Hypothese, bei einem „glauben“, nur die Befriedigung einer endlich erlangten behaglichen Ruhe ist, und wie weit wir diese „Befriedigung“ fälschlich als Zeichen der Wahrheit jener Hypothese nehmen, das ist nur zu ahnen, aber nicht gut abzuschätzen; eine gute Hypothese ist ein sanftes Ruhekissen —.

Ja, die grössere oder geringere Tiefe, bis zu welcher wir einen Gegenstand ausschöpfen, hängt schliesslich von unserer individuellen Ermüdbarkeit ab. Wir kommen immer nur so tief, bis unsere Ermüdung für den Begriff, unsere Abstumpfung am Gegenstand, uns Halt gebietet.

Auch unter den Geistern ist sonach die einzige Rangordnung die in schlaffe und straffe Geister, (Genie!); die angeborene „Straffheit“ oder „Schlaffheit“ begründet auch die Unterschiede der Temperamente und der Charaktere.

(Es sei hier noch die kleine Erfahrung vermerkt, dass die „frische“ und die „ermüdete“ Stimmung mit ganz verschiedenen Augen z. B. auf ein und dasselbe Werk zurücksehen können. In den „frischen“ Stunden erscheint jedem Autor sein Ziel erstrebenswert, sein Werk zum weiteren Schaffen anregend; in den müden

Stunden aber — Abends! — wird er gelegentlich anfangen, unschlüssig an sich selbst zu werden und den Wert seiner Arbeit anzuzweifeln; hemmende Vorstellungen, Bedenken, werden auftauchen (wie denn vieles von „Hemmung“ überhaupt in der Ermüdung seinen Ursprung haben mag.) Manche paradoxe Selbstvernichtung, mancher übereilte Herostratusakt am eigenen Werke mögen solchen Stunden der Ermüdung schon entstammt sein.

Andererseits addiert der Autor bei seiner Selbsteinschätzung in den „frischen“ Stunden das Frischegefühl des Schaffens unabsichtlich dem objektiven Wert seiner Arbeit zu; er wertet unbewusst die Arbeit mit, die er in sein Werk hineingesteckt hat.

Dem Leser ist all das fremd; er sieht nur ein fertiges Buch vor sich.)

Die grosse Rolle der subjektiven Ermüdbarkeit der mehr oder weniger raschen sinnlichen Abstumpfung, in der Aesthetik, im Kunstgenuss, ist hier nur anzudeuten. Sie erklärt schliesslich auch manchen unbegreiflichen Wandel unseres Geschmackes, unsere seltsame spätere Abstumpfung gegen Vieles, was uns einst lieb gewesen; sie erklärt manchen wunderlichen Abfall von heisser Verehrung zu vernichtender Kritik (Nietzsche contra Wagner ein Ermüdungs-, Abstumpfungsproblem) — die Kritik fängt hier an, wenn die Bewunderung müde geworden ist (wie bei einem Zornigen die mildere Stimmung immer erst auftritt, wenn sich sein Zorn müde gerannt hat).

Kurzum: wir haben mit der Ermüdung einen Faktor von unabsehbarer Tragweite in der Differenziertheit des Empfindungslebens kennen gelernt. Es giebt Stimmungen (und damit Gedanken), welche nur in der „Frische“, und solche, welche nur in der „Ermüdung“ entstehen; Stimmungen des frischen und Stimmungen des müden Gehirns. Die Empfindungen der Frische sind vorwiegend Lust-, die der Ermüdung vorwiegend Unlustempfindungen. Die Qualität der jeweiligen Empfindung scheint nur eine „Funktion“ der relativen Ermüdungsphase darzustellen.

„Ermüdung“ aber ist ja nur unser Ausdruck für eine bestimmte Phase von Zellthätigkeit. Die der Lust und Unlust in der Hirnrinde zu Grunde liegenden Ganglienzustände von Frische und Ermüdung (Assimilation — Dissimilation?) wechseln freilich physiologisch spontan ab, können aber auch akut durch („seelische“) Reize hervorgerufen werden. (Zugang zur Psychiatrie).

Wir haben nun eine Anzahl Thatsachen aus dem Gefühls- und Stimmungsleben angeführt und sind bisher im ganzen mit Andeutungen einer Uebersetzung der beobachteten „Seelen"-Vorgänge ins Gehirnphysiologische recht vorsichtig gewesen. Wir haben erwähnt, dass die Freude Atmung und Blutumlauf beeinflusst, dass sie den Vorstellungsverlauf und die Sinne freier macht, dass sie den Muskeltonus steigert. Wir haben andererseits auf die Muskelschlaffheit, die Vorstellungsarmut, die Sinnesstumpfheit des Traurigen und auf die grosse Aehnlichkeit der Trauer mit der Ermüdung hingewiesen. Wir haben nicht ohne Absicht beiläufig besonders bemerkt, dass der Traurige nicht einmal recht lachen kann. Wir haben der wichtigen Thatsache wiederholt Erwähnung gethan, dass eine bestimmte Stimmung immer nur bestimmte Gedanken acceptiert, ja sich diese Gedanken gleichsam instinktiv heraussucht. Wir haben erwähnt, dass Stimmungen, Empfindungen, oft nur „Vorläufer" von Gedanken sind, dass eine Stimmung sich gleichsam zu einer Vorstellung auswächst, in eine Vorstellung einmünden kann. Wir haben nicht verfehlt, nebenbei wiederholentlich auf die gewaltige Komponente des Motorischen in den Erscheinungen der Stimmung hinzuweisen, desgleichen auf die Art, wie Stimmungen überhaupt rein körperlich zustande kommen können.

Wir können hier zweckmässig noch die eigentümliche Erfahrung anschliessen, dass es gelingt, durch gewisse Veränderungen des Gesichtsausdrucks nach Wunsch, gleichsam willkürlich, Stimmungen auftauchen zu lassen. Wir brauchen nur durch jeweilige Kontraktion der betreffenden mimischen Muskeln den physiognomischen Ausdruck einer beliebigen Stimmuug zu imitieren, den Mund etwa zum Lachen auseinander zu ziehen, der Stirn den Ausdruck der Wut zu geben oder mit hämisch herabgezogenen Unterlippen „Verachtung" zu markieren — und ungemein rasch werden zu unserem eigenen Erstaunen die innerlichen Symbole jener verschiedenen Muskel-Kontraktionen in Gestalt von den entsprechenden Empfindungen der „Heiterkeit", der „Wut", der „Verachtung" aufsteigen. Derartige Vorgänge sind wenig bekannt, weil wenig bewusst — und doch werden sie instinktiv oft ausgeübt, um durch solchen kleinen Taschenspielerkniff bestimmte Empfindungen gleichsam von aussen heran willkürlich zu erzeugen.

So giebt es unter den vielen Arten des Lachens und den

vielen Ursachen des Lachens ein unmotiviertes, überlautes, forciertes, fast krampfhaftes „äusseres" Lachen, das man das excitierende Lachen nennen könnte; — man findet es besonders bei sehr schüchternen und genierten Individuen, die sich durch solches Lachen „von aussen" künstlich in eine gewisse Unbefangenheit hineinzubringen, gleichsam an diesem Muskellachen zu einer gewissen Heiterkeit hinaufzuklettern suchen. Ein andres Beispiel: Wer für eine Zeit sein Denken konzentrieren oder straff geistig arbeiten will — der zieht instinktiv die Stirn zum Ausdruck der „Entschlossenheit" zusammen und sucht sich durch dieses physische Hilfsmittel in jenen Zustand geistiger Gerafftheit zu versetzen, wie er ihn zu seiner Arbeit braucht.*) (Sich „zum Denken hinsetzen", ist meist nichts, als ein solches „entschlossenes" Gesicht machen und dann — abwarten. Die scheinbar spontane Arbeit des Denkens ist eben grösstenteils nur ein inneres „Warten". Wir warten, bis es den Gedankenbildern beliebt, zu uns zu kommen. Wir denken passiv. Gelegentlich sind wir dabei vielleicht die inneren Propheten, die Seher eines nahenden Gedankens, — wir sehen einmal unklar eine Vorstellung am Horizont des Bewusstseins auftauchen — meist aber sind wir erst die Hörer oder die nachträglichen Sekretäre unserer Gedanken.)

Dieser Einfluss bestimmter Muskel-Kontraktionen auf die Stimmung beschränkt sich durchaus nicht blos auf die mimische Muskulatur. Der ganze Körper kann zu gleichem Ziel in Anspruch genommen werden (was nach dem oben Gesagten ja leicht verständlich ist). Der Furchtsame, der sich Mut machen will, sucht instinktiv zunächst äusserlich eine „entschlossene" Haltung**) anzunehmen. Der Traurige, der Kopfhänger, richtet

---

*) Es liesse sich hier auch an einen „Associations-", besser einen centralen Irradiationsvorgang bei jener willkürlichen mimischen Innervation denken.

**) Hier könnten auch die sehr interessanten Experimente an Hypnotisierten herangezogen werden, bei welchen es gelingt, durch künstliche Herstellung bestimmter Attitüden — z. B. der der religiösen Verzücktheit — zugleich die adaequaten Vorstellungen „associativ" entstehen zu lassen. Solche Verinnerlichung von Gattung etc. zu „Stimmung" — wirkt sie beim Gebet? — ist pädagogisch verwertbar. Das Kind, das früh an graden Gang und festes Auftreten gewöhnt wird, wird selbstbewusster werden als das Kind, das in schlaffer, nachlässiger Haltung vorsichtig und leise dahinschleicht (und dabei vielleicht zum Leisetreter wird).

unbewusst einmal ruckartig seinen Rumpf und Kopf gerade auf, und mit dem „Kopf gerade halten“ schwindet in der That auch die innere „Kopfhängerei“ nicht selten ziemlich rasch.

Wenn wir müde sind, machen wir genau dasselbe: um uns, auch geistig, straffer zu machen, richten wir unsern Körper möglichst gerade auf.

Derartige — leicht zu vervielfältigende — „Stimmungs“-experimente machen, so sehr sich über ihre Bedeutung diskutieren lässt,*) immerhin unwillkürlich unser Nachdenken wach. Wir kommen für unser Thema um die Notwendigkeit nicht herum, uns über die, solchen Erscheinungen zu Grunde liegenden Gehirnvorgänge (soweit das mit den unzulänglichen Mitteln unserer bisherigen Gehirnkenntnis möglich ist) irgend eine Vorstellung zu bilden.

Von der Art, wie das Gehirn — als Sammelstelle aller Centren — bei seelischen Erregungen beteiligt wird, werden ja die begleitenden physischen Erscheinungen in wesentlichster Weise abhängen müssen.

---

*) Wir möchten nämlich zu jenen „Gesichts“experimenten bemerken:

1. Die so entstandene Stimmung hält nicht lange an (wie die Muskel-Kontraktion selbst bemerkenswerterweise meist nicht lange anhält) — es sei denn, dass die Zeit des Experiments zufällig in eine gerade an sich zu jener Stimmung disponierte Phase des Seelenlebens hineinfällt. Das körperliche Aufraffen in der Trauer hilft nur, wenn die Stimmung, die Disposition, der Aufrichtung schon wieder entgegenkommt; es hilft nur in den Remissionen der Trauer. Dass solche Versuche dem Traurigen überhaupt einfallen, ist oft schon ein Zeichen der Besserung, das erste Signal der wiederkehrenden kräftigeren Verfassung. Eine wirkliche Verstimmung bleibt, behauptet sich trotz aller Mittel. Jede Stimmung hat ihre Zeit. In der rechten Trauer vergisst der Traurige charakteristischerweise alle jene Mittelchen, sie „liegen“ der Stimmung nicht. Selbst der Vorsatz erschlafft. Er kann dann die Katze „Stimmung“ werfen wie er will, sie fällt immer wieder auf die Füsse; (zugleich mit der Stimmung aber kehrt — fast krampfhaft — auch ihr spezifischer mimischer Ausdruck wieder).

2. Es wäre denkbar, dass vir schon oft einen Hauch „Heiterkeit“, „Wut“ u. s. w. vorher (unbewusst) anwenden müssen, um die Gesichtsmuskeln überhaupt erst in die entsprechende mimische Stellung zu bringen.

Der ganze Gegenstand ist von eminentem Interesse für die Theorie der Kunst des Schauspielers. Die Frage läge nahe, ob die bestimmte Kontraktion bestimmter Muskelgruppen nicht allein schon die „Stimmung“ macht, (ist), was durch Innervationsgefühle zu verstehen wäre. Dass dem nicht so sein kann, zeigen u. A. die Lachkrämpfe hysterischer Frauen, denen bei ihrem lauten Lachen recht wenig lustig zu Mute ist.)

Was ist „Stimmung“ schliesslich? Was geht bei der Stimmung im Gehirn vor sich? Wie entsteht Lust und Unlust im Gehirn?

Bleiben wir zunächst beim letzten Punkte: Wie (und wo) entstehen in letzter Linie die verschiedenen Lust- und Unlustempfindungen (von denen wir ja oben nur einige wenige aufzählen konnten).

Nun — bei der anscheinend allgemein herrschenden Centromanie hätte die Beantwortung der Frage keine Schwierigkeiten; (auch soll nicht geleugnet werden, dass die scheinbar leichte Erklärlichkeit aller Thatsachen durch diese Theorie etwas ungemein verführerisches an sich hat). Es giebt danach eben einfach ein Lust- und ein Unlustcentrum im Gehirn. Bei jeder Lustempfindung wird das Lustcentrum, bei jeder Unlustempfindung das Unlustcentrum gereizt.

Wenn die Vorstellung eines Apfels mir „Lust“ macht, so wird dann neben dem Erinnerungsbild „Apfel“ im optischen Centrum zugleich immer das Lustcentrum angeschlagen, und der Zusammenklang dieser beiden Centren giebt das, was die specifische Lust ausmacht. Die verdächtigen Qualitätsunterschiede in den Empfindungen sind belanglos, sie müssen sich eben zweckmässig irgendwie in quantitative Unterschiede auflösen lassen. (Dass in der That das Objekt, dass die Beziehung auf's Objekt eine Empfindung gleichsam färbt, gleichsam mit ihren Strahlen überscheint, haben wir ja selbst betont: „Trauer ist Müdigkeit, bezogen auf ein Objekt.“) Die so auffallend vielseitigen, gleichsam ausgebreiteten Wirkungen der Freude (motorisches, sensorisches Gebiet) erklären sich hier so, dass das „Lustcentrum“ seine Drähte überall hin nach anderen Centren der Hirnrinde spielen lässt; Cuncta supercilio movet. Das Unlustcentrum als folgsames Pendant dazu verhält sich ähnlich. . .

Trauer entsteht durch Lähmung des Lust- oder durch Reizung des Unlustcentrums, Freude auf dem entgegengesetzten Wege. Die ganze Psychiatrie wird ein Kinderspiel. Manie und Melancholie erklären sich durch lokale Centrenreizung, und wir haben nur die Aufgabe, jetzt nach diesen vertrackten zwei kleinen Centren für Lust und Unlust zu suchen — —

Sehr schön, sehr leicht und — sehr billig. Mit unbekannten Dingen hat man leicht geistreich sein. Das Gehirn ist geduldig,

und auf der grossen Terra incognita des unentdeckten Hirngebietes haben ohne Frage noch sehr viele neue Centren Platz. Auch glaubt Jeder schliesslich an die Theorie, die er selbst erfunden hat, das liegt ja in der Natur der Dinge. Nur fragt sich — ganz abgesehen davon, dass die Begriffe Lust und Unlust, wie alle Gegensätze nur Gradverschiedenheiten sind, nur formal „Gegensätze“ und getrennte selbständige Funktionen darstellen (und dass nur spezifische Sinnes-Leitungen ein spezifiisches Centrum haben): — 1. Ist ein solches Centrum nötig, und 2. erklärt es wirklich die vorhandenen Thatsachen?

Da hier nicht der Ort zu unfruchtbaren Diskussionen ist, so wollen wir uns mit der positiven Angabe bescheiden, dass wir — aus oben teilweise angedeuteten Gründen — keines von beiden glauben (man denke ad 2 nur etwa an die so komplexen Wirkungen eines Unlustgefühles wie der Furcht: Willkürliche Muskeln, Sinne, Vorstellungsverlauf, Herz und Gefässe, Blase, Darm) und dass wir ein derartiges „Centrum“ nur für ein bequemes asylum ignorantiae, oder noch häufiger: pigritiae halten. Der kleine so leicht in das Gehirnschema einzuzeichnende Centrumskreis bedeutet oft nur: „Hier liegt eine Unklarheit begraben“. Eben da, wo die Begriffe fehlen, stellt sich zur rechten Zeit das Centrum ein. Die Centren sind nun einmal billig zu kaufen, und jemand, der die Seele nicht von innen angesehen hat und daher weiss, dass „Wille“, „Bewusstsein“, „Gemüt“ nur Worte, aber keine isolierten Eigenschaften sind und daher unmöglich ein Centrum für sich haben können, hätte leicht etwa aus einem „Willenscentrum“, einem „Verstandescentrum“ und einem „Gemütscentrum“ jeden beliebigen Charakter zusammen zu bauen. Nur darf in ein solches Kartenhaus nicht der Wind der Skepsis hineinfahren —.

Wir können den paar bekannten Centren und der durch sie angeregten Centrentheorie ohne Frage nicht dankbar genug sein. Hat ja doch erst das Centrum das erste Licht in das bis dahin fast gänzlich dunkle Gebiet der Gehirnfunktionen gebracht. Nur können wir andererseits bei einer Verallgemeinerung der Centrenlehre auf bestimmte seelische Vorgänge garnicht vorsichtig genug sein.

Wir haben uns vor zwei entgegengesetzten Fehlern zu hüten, die beide vielleicht gleich nahe liegen: 1. vor der willkürlichen Annahme neuer Centren, die ja immer in ungemessener Zahl zu Gebote stehen — wobei der Phantasie jeder Spielraum gelassen

ist. (Dieser Fehler ist der tadelnswertere, weil ein Bequemlichkeitsfehler); 2. vor der starr prinzipiellen (und ebenso willkürlichen) Beschränkung auf die bekannten Centren.

Diese letztere Gefahr ist für unser Denken grösser, als wir ahnen. Wir wollen der Oberflächlichkeit des Centren-Phantasten entgehen, der sorglos Centren vor sich in die Luft hinbläst wie Seifenblasen, und geraten dabei vor wissenschaftlicher Aengstlichkeit, ohne es zu wollen, in den entgegengesetzten Fehler: Je weniger Centren bekannt sind, desto mehr klammern wir uns nun an diese wenigen bekannten Centren an, desto vorsichtiger beschränken wir uns auf diese — nur auf diese. So sind uns diese wenigen bekannten Centren langsam derart in Fleisch und Blut (ja unbewusst in unser ganzes psychologisches Denken) übergegangen, dass wir mit diesen wenigen ungenügenden Elementen wie mit den einzigen überhaupt vorhandenen operieren und aus diesen paar Bausteinen allein schon das ganze Gebäude des Seelenlebens aufzubauen uns vermessen. Eine so geschaffene Theorie muss dann notwendig einseitig und ungenügend sein; und das erste neue Centrum, das uns irgend ein glücklicher Zufall in den Schoss wirft, kann jede solche Theorie im Augenblick mühelos über den Haufen werfen, kann unsere ganzen bisherigen Anschauungen von den physiologischen Unterlagen des Seelenlebens ohne weiteres auf den Kopf stellen.

Nur die skrupulöseste und kritischeste Beobachtung der seelischen Phänomene selbst kann uns einigermassen vor solchen Fehlern schützen, von denen auch diese Arbeit durchaus nicht frei sein wird.. Wir werden gut thun, vorläufig ein Centrum nur da anzunehmen, wo:

1. die augenfällige Analogie bestimmter Vorgänge mit schon bekannten „Centrenvorgängen“ uns eine Art Recht dazu giebt; 2. wo ein solches Centrum nach den Thatsachen durchaus nötig erscheint; 3. schliesslich werden wir uns dann noch vorurteilslos immer wieder zu fragen haben, ob nun der Begriff „Centrum“ im gegebenen Falle auch zur Erklärung ausreicht.

Soviel über die Centrentheorie von Lust und Unlust. —

Eine andere Erklärungsmöglichkeit wäre die einer Hyperämie des Gehirns für die „Freude“ und die einer Anämie für die „Trauer“. Auch diese Hyper- und Anämiehypothese ist ausserordentlich bequem und gefällig. Auch mit solcher Hyper- und Anämie (und NB. dem stets nötigen guten Willen) kann man

in der That fast alles „erklären". Auch hier entstände die Manie in der vorteilhaftesten Weise durch eine längere Blutüberfüllung des Gehirns, die Melancholie durch eine Blutarmut usw. usw.

Wir wollen nicht für unmöglich halten, dass Hyper- und Anämie manche Begleiterscheinungen der Gemütserregungen erklären können (wie überhaupt diese Hypothese — so wenig sie die Spezifizität der Empfindungen „erklärt" — niemals wird unbeachtet bleiben dürfen.) Wir möchten besonders bei den akuten Erregungen wie „Wut" und „Schreck" die Rolle einer derartigen Hyper- und Anämie für durchaus plausibel halten; wir halten nicht einmal für ausgeschlossen, dass eine spätere exakte Forschung eine Gehirnhyperämie bei der Freude, eine Gehirnanämie bei der Trauer wird nachweisen können. Nur kommt uns im grossen Ganzen die Zumutung an die Ganglienzellen, aut die blosse vermehrte Zutuhr von Blut hin sogleich auch prompt mit einer beliebig vermehrten Arbeit zu reagieren, in grobem Bilde etwa so vor, als wenn man einem schwachen Pferde nur drei grosse Säcke Hafer zum Fressen vorzulegen brauchte, um es zugleich auch dreifach leistungsfähiger zu machen: das „Pferd" muss erst so viel „fressen" können — und auch dann wäre der gewünschte Erfolg immer noch recht fraglich.

Wir meinen, dass die Hirnhyper- und anämie bei den meisten Gemütserregungen — soweit sie überhaupt vorhanden sind — ebenso wenig primär, kausal zu den Affekten sind, wie die Anämie des Gehirns etwa die primäre Ursache des Schlafes, die Hyperämie nach Alkohol die des Rausches darstellen mag. Wir glauben, dass Anämie und Hyperämie hier nicht primär, sondern sekundär sind, dass die bei dem „Freude" genannten Hirnzustand stärker funktionierenden Hirnganglien — wie alle gerade stärker funktionierenden Zellen — mit erhöhtem Nahrungsbedürfnis mehr Blut an sich ziehen, die schwächer funktionierenden, bei der „Trauer", mehr Blut fahren lassen. (Am nächsten läge die Annahme einer direkten, mit der Gehirnerregung, gleichlaufenden Reizung des Vasomotorencentrums.)

Die „stärker funktionierenden", die „schwächer funktionierenden" — auch das ist nur eine Annahme. Indessen haben wir doch durch Aufzählung der tonisirenden Wirkungen der „Freude" und der denervierenden der „Trauer" dieser Annahme wenigstens einige brauchbare Stützen gegeben. —

Wir wollen nun lieber die Ursachen der seelischen Erscheinungen selbst noch einmal genauer untersuchen, ehe wir uns zu einer „Theorie“ entschliessen.

Unter welchen Umständen entsteht „Lust“?

Wir wollen nur einige Möglichkeiten anführen; auf die „Aesthetik“ im weiteren Umfange kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Nun, zunächst giebt es — wir berühren dabei wieder den Ausgangspunkt unserer Arbeit — eine ganz primäre sinnliche Lust. Der Duft einer Blume, der angenehme Geschmack einer Speise, eine bestimmte Farbenzusammenstellung wirken „angenehm“, erregen Lustempfindungen, ohne dass wir uns hier über die dunklen Gründe dieser physiologischen Lustempfindungen würden klar werden können. Es ist das jene primäre Lust, die uns von allen Sinnesgebieten her bekannt ist, die bis in die vergeistigsten sinnlichen Freuden (gleichsam bis in ihre Apotheosen), die bis hoch in die Gipfel der Aesthetik hinaufreicht, — dieselbe Lust, die uns ja etwa auch in der schönsten Symphonie noch immer eine gewisse Genussquote auf Conto einer incommensurablen „physiologischen“ Wirkung der Musik wird setzen lassen müssen. Wir haben uns hier einfach damit abzufinden, dass ein bestimmter Tonzusammenklang, „schön“, harmonisch, ein anderer „unschön“, unharmonisch klingt. Wenn wir im einen Falle eine gewisse „Regelmässigkeit der Schwingungen“, im anderen Falle eine Unregelmässigkeit der Schwingungen für unsere differenten Empfindungen verantwortlich machen, so ist damit das Rätsel offenbar nur verschoben, nicht gelöst; es bleibt ja immer wieder die Frage, warum nun jene regelmässigen Kurven als schön, jene unregelmässigen als hässlich empfunden werden (das endlose „Rückwärts“ jeder Erklärung.)

Wir können für die primäre Lustempfindung nur die einfache Thatsache konstatieren, dass eine bestimmte Art Ganglienzellerregung als angenehm, eine andere als unangenehm empfunden wird. (Ob jenes, „angenehm“ etwa immer ein Signal des physiologisch „Guten“ — oder Leichteren —, dieses „unangenehm“ ein solches des „Schlechten“ ist, bleibe dahingestellt.)

Bemerkt mag hier werden, dass auch diese rein „sinnlichen“ Lustreize nicht zu jeder Zeit gleich wirken, dass auch sie eine gewisse „Disposition“ erfordern. Das Beispiel vom Apfel,

der bei hungrigem Magen einen Gegenstand intensiver Lustempfindung darstellte, bei gesättigtem Magen aber ein ganz gleichgiltiges Objekt, ja vielleicht ein Objekt physiologischen Widerwillens werden konnte, giebt uns ein Schema zu ausserordentlich tiefgehender Verallgemeinerung. Die Freude auch an sublimierten sinnlichen Genüssen ist um so grösser, je mehr ihr eine augenblickliche cerebrale Stimmung entgegenkommt.

Wir können es aber, und das zeigt schon weiter, auch bei den elementarsten Sinnesreizen jeden Tag bemerken, wie ihre Beziehung auf irgend eine Seite unseres persönlichen Wohlergehens, — etwa die in ihnen liegende Bejahung eines latenten Bedürfnisses, eines unbewussten Vermissens, eines „Wunsches" — ihnen plötzlich eine andere Farbe giebt, sie auf einmal heller leuchten, für uns aus der gleichmässigen Reihe ähnlicher Sinnesempfindungen heraustreten und zu deutlichen „Lust"reizen werden lässt.

Ein ganz alltägliches und gerade darum instruktives Beispiel mag dies erläutern.

Die Strassenbahnwagen in einer grossen Stadt haben verschiedenfarbige bunte Signallichter, je nach den verschiedenen Strecken, die sie durchfahren. Abgesehen von den angedeuteten kleinen physiologischen Reizunterschieden für unser Auge (etwa durch zufällig angenehme Kontrastfarben und dergl.) sind uns diese Signallichter gewiss ganz gleichgiltig. Eines gilt uns ebenso wenig wie das andere. Da geschieht es, dass einer von jenen Wagen — sagen wir der rot-grüne — gerade der Linie angehört, welche zu unserer Wohnung führt und die wir nunmehr allabendlich zur Heimfahrt benutzen müssen. Nicht bloss ein „palingnostischer" Affekt entsteht; ungemein rasch wird von jetzt ab beim abendlichen Warten auf den Strassenbahnwagen dieselbe rot-grüne Signalscheibe, die uns bis dahin ganz „gleichgiltig" war, einen deutlichen Lustton für uns bekommen (jenen Lustton, der dann beiläufig dazu mithilft, sie um so rascher aus den vielen anderen Signalfarben herauserkennen, auswählen zu lassen).

Dieses nüchterne Paradigma wird uns sehr bald in seiner Verallgemeinerung dienlich sein können. —

Auf die „primäre" Sinneslust möchten wir jene sekundäre Lust folgen lassen, welche durch Aufhebung irgend eines Unlust entsteht. Eine solche „Lust" zum Teil ist schon dar

Essen, wenn wir Hunger haben, das Trinken, wenn wir Durst haben — alle jene Lust, welche durch Betriedigung eines Bedürfnisses entsteht. In dieselbe Kategorie gehört die Lust des Ausruhens nach anstrengender Muskelarbeit — das Glück der Pause! —, die Lust jedes Uebergangs von schwerer zu leichterer Arbeit, gehört die Lust eines schattigen Ortes nach Aufenthalt in anstrengendem Sonnenlicht u. s. w. (Auf das sich an dieser Stelle aufdrängende allgemeinere Problem der Lust durch Kontrastwirkung kann hier nicht eingegangen werden).

Auch bei dieser Lust „durch Aufhebung einer Unlust" könnnen wir nichts weiter feststellen, als dass das Nachlassen einer bestimmten, als „unangenehm" empfundenen Ganglien-Zellerregung als angenehm empfunden wird.

Nun giebt es aber, und das gerade war ja der Ausgangspunkt unserer Arbeit, ausser jenen sinnlichen Lustempfindungen (deren etwaige anderweitige Entstehung wir hier nicht erörtern wollen), ausser jenen inkommensurablen — psychologisch „unmotivierten" — Lustempfindungen ausgesprochene Lustempfindungen, „Freuden", welche augenscheinlich nicht durch Sinnesreize, sondern durch Vorstellungen erzeugt werden; „motivierte" Freuden.

Es hörte Jemand, er habe das grosse Los gewonnen — wir sahen die ausgelassenste Lust entstehen. Einem Anderen mag mitgeteilt werden, dass er Stadtverordneter geworden sei — ein ausserordentliches Wohlgefühl schwellt seine Bürgerbrust. In beiden Fällen haben die beiden Leute nichts gesehen oder gefühlt, keine Hand berührte sie schmeichelnd, kein spezifisch angenehmer Sinnesreiz traf ihren Körper; ein paar Schallwellen, die sich physikalisch aus der Reihe der unzähligen übrigen Schallwellen durch nichts spezifisch herausheben lassen, die an und für sich also bestimmt nicht das Lust erregende Agens sein können, traf das Ohr, wurde durch den Gehörnerven zum Klangcentrum geleitet — und mit blitzartiger Schnelligkeit entstand sogleich jenes wohlthätige Allgemeingefühl der „Frohheit", dessen physische Begleiterscheinungen wir oben ja eingehend genug geschildert haben. Zwischen die akustische Reizung und das Entstehen des Affekts muss (trotz der verblüffenden Schnelligkeit des ganzen Akts) also ein Vorgang eingeschoben sein, den wir oberflächlich das Verständnis für den Inhalt jener Nachricht zu nennen gewohnt sind. Jener hat „begriffen", dass er das grosse Los gewonnen, Dieser,

dass er Stadtverordneter geworden; — aber warum erzeugt dieses „Begreifen“ jenes Lustgefühl?

Nun — das „grosse Los“ wird uns nicht viel Schwierigkeiten machen. Das Wort „Geld“ hat Beziehung zu fast allen landläufigen Lustbegriffen. Eine blitzartige, verworrene Vorstellung von den rein materiellen Vorteilen, die der Besitz einer beträchtlichen Summe mit sich bringt, mag unserem Biedermann im Augenblick jener Glücksnachricht aufgestiegen sein, und diese Vorstellung allein mag bei der allgemein menschlichen Identifikation von Reichtum und Glück als Motiv für seine überschwenglichen Empfindungen ausgereicht haben. Die blosse flüchtige „Vorstellung“ einer Sinneslust würde also hier schliesslich das Lustgefühl herbeiführen; ja bei der starken Eingeschliffenheit der zugehörigen Bahnen mag die Taste dieser Vorstellung selbst im Gehirn nicht einmal bis zum hörbaren Erklingen eines Tones der Bewusstheit berührt werden, und doch schwirrt dabei associativ das mit ihr verbundene Lustgefühl in voller Stärke auf.

Anders liegt es mit der Freude bei unserem zweiten Mann, dem „Herrn Stadtverordneten“. (Das Beispiel ist nicht ganz glücklich gewählt, da die hier entstehende Lust vielleicht zum Teil nur Folge der Aufhebung einer Unlust — wie vorangegangener monatelanger Ungeduld, Spannung, Ungewissheit u.s.w. — sein mag; indessen liegt auch darin ja etwas Instruktives.)

Der frische Stadtverordnete hat die Vorstellung einer „Ehre“, die ihm widerfahren ist. Ja — das ist aber doch nichts, was zu riechen, zu schmecken, körperlich zu fühlen ist? Woher dann jene Lustempfindung? Die „Eitelkeit ist geschmeichelt“; das ist nur ein Ausdruck. Warum macht geschmeichelte Eitelkeit Freude? Warum labt ein Schluck Lob den nach Ehre Schmachtenden mehr als den Verdurstenden ein Trunk frisches Wasser?

Das Problem ist gegeben. Wir haben hier eine deutliche Lustempfindung, die augenscheinlich weder direkt noch indirekt auf eine sinnliche Lustempfindung zurückzuführen ist. Und gerade diese Lustempfindungen, die Freuden der Eitelkeit im allerweitesten Sinne sind es bekanntlich, welche das menschliche Leben in seinen Grundvesten erschüttern, die das heiss ersehnte Ziel ebenso der erhabensten Geistesarbeiten, wie der lächerlichsten und kleinlichsten Mühsale und Anstrengungen unter den Menschen darstellen. Der Trieb zur Lustempfindung des Geachtet-

seins, der „Ehre", des „Ruhms", beherrscht das menschliche Dasein fast mehr noch, als die sinnliche Lust.

Wir hatten oben beiläufig die in uns überhaupt entstehenden Empfindungen in drei Gruppen geteilt: 1. solche, die von uns selbst, 2. solche, die von den Dingen aus, 3. solche, die von den Menschen aus in uns entstehen. Wie kommt es, dass die allerindirektesten, unsinnlichsten Empfindungen, die der Kategorie 3, auf unser Seelenleben gerade den meisten Einfluss ausüben? Wie kommt es mit einem Wort eigentlich, dass die „Eitelkeit" die Welt regiert? Ihre blutige Macht schreit ja allenthalben aus jener grausam-ironischen grössten Tragikomödie, genannt „Weltgeschichte".

Wir müssen uns bei der ungeheuren Bedeutung der Eitelkeit für das menschliche Gemütsleben wohl oder übel mit dem Begriffe der Eitelkeit auseinandersetzen.

Eitelkeit ist unsere innere Abhängigkeit von der Schätzung der Andern. Aus dieser allgemeinen Definition geht bündig hervor, dass jeder Mensch — mehr oder weniger — eitel ist. Die Liebe, die Achtung von Seiten der Menschen machen „Lust", die Geringschätzung, die Verachtung, „Unlust". Wie kommt das? Kein menschlicher Finger berührt da unsere Haut, kein sinnlicher Aussenreiz trifft unseren Körper — die blosse Vorstellung der „Achtung" oder der „Nicht-Achtung" für unsere Person im Kopfe eines anderen Menschen reicht aus, in uns ein intensives Wohlgefühl oder ein intensives Unbehagen zu erzeugen. Wie geht das zu?

Wir wollen versuchen, einen Weg zur Erklärung zu finden. [Wir betrachten diesen Versuch nur als einen vorläufigen; ob unser Weg der einzige, ob er der richtige ist, soll sehr dahingestellt bleiben.*)]

Wir glauben auf den ersten Ursprung der Eitelkeit beim Kinde zurückgehen zu müssen. Da können wir uns nun etwa folgende Etappen vorstellen:

---

*) Eine darwinistische Erklärung der Eitelkeit könnte daran denken, dass unsere heutigen sublimierten Eitelkeitsempfindungen — wie unsere sublimierten „Empfindungen" überhaupt — nur Reste einstiger reeller körperlicher Lust- und Unlustempfindungen darstellten (das Gefühl des „Dominierens" z. B. nur der letzte Nachhall eines ursprünglich rein körperlichen Wohlgefühls nach Körperlichen dem Siege, „Triumph", über einen unterlegenen Feind.)



1. Das Kind zunächst absolut egocentrisch, egoistisch, gänzlich unbekümmert um Andere; jedes Kind ein kleiner „Uebermensch“.

2. Das Kind beobachtet bald, dass gewisse Handlungen, welche den Erwachsenen „gefallen“ (äusserlich: gewisse „freundliche“ Mienen, Bewegungen, Worte, Laute hervorrufen), bestimmte sinnliche Vorteile bringen (Stück Kuchen); entgegengesetzte Handlungen nicht. Nicht genehmigte, „verbotene“ Handlungen bringen sogar Nachteile, Strafe (Entziehung des Stückes Kuchen). Es übt die „gefallende“ Handlung zunächst um ihres Vorteils willen, um der sinnlichen Lust jener Belohnung wegen (vielleicht mag es auch nebenbei einmal schon das Haut-Wohlgefühl einer körperlichen Liebkosung, ein Streicheln und dergl., ersehnen). Es hat ein Interesse daran, sich nach der Meinung der Andern zu richten: Gefallen bringt Vorteil.

Es merkt sich, dass die Befolgung gewisser von jenen Andern gegebenen Vorschriftsmassregeln „Lust“, die Nichtbefolgung derselben „Unlust“ bringt: („artig“ und eitel sein — nicht gar zu weit entfernt).

Es sieht, dass die Anerkennung gewisse Bevorzugungen mit sich führt (Prämie). Es strebt zunächst nach diesen Bevorzugungen (Preis beim Spiel). Die Anerkennung selbst ist zuerst ganz Nebensache, ist nur Coeffekt. Erst später, wenn die ersten Freuden an allen neuen sinnlichen Genüssen sich etwas abgestumpft haben, wird die Anerkennung selbst beachtet.

3. Das Kind sieht, dass, wer mehr „Anerkennung“ hat, mehr Macht hat, dass mit der Zahl der Anerkennungen diese Macht wächst, dass man sich mehr „erlauben“ darf, als andere, dass einem Begünstigungen eingeräumt werden u. s. w. Es beobachtet die Lustempfindung des grösseren „Sich-Austoben-Könnens“, der grösseren Hemmungsfreiheit.

4. Kurz: das Kind assoziiert sehr frühzeitig mit dem Eindruck bestimmter „anerkennender“ Mienen, Bewegungen, Worte, die Vorstellung bestimmter dabei ihm zugeströmter Lust-Empfindungen. (Diese „Frühzeitigkeit“ zugleich mit der fixierenden Wirkung, des dabei aufgetretenen Affekts würde die spätere Stärke der Eitelkeit erklären.)

5. Es sehnt sich konsequenter Weise dann zuerst nach diesen „Mienen“, nach dem Mittel; die blosse Vorstellung dieser Mienen wird schon lockend.

6. Diese Mienen sind aber nicht so leicht zu errreichen, der Widerstand erregt das Wollen stärker; dass jene Mienen anfangs nur Umweg waren, ist vergessen — der Ehrgeiz ist da.

Es wäre dies eine „spontane“ Entstehung der Eitelkeit. Als wesentlich bleibt: Freude bei jedem plus für das Ich, Schmerz bei jedem minus. (Der „Sinn“ der Eitelkeit, wie aller Gefühle, ist also, dass Nützliches — „Angenehmes“ — geliebt, Schädliches gehasst wird. Ohne diese Zweckmässigkeit wäre weder die grosse Macht der Eitelkeit noch ihr Fortbestehen durch die unendliche Reihe der Generationen begreiflich.) Dazu nun wird schon in frühester Jugend dieser erste Trieb noch von aussen genährt (Schule, Eltern, Erzieher), ständig geradezu gezüchtet. Ja er könnte — bei der gefährlichen Nachahmungssucht des Kindes — allein durch das suggestive Beispiel eitler ehrsüchtiger Eltern erst erzeugt werden, (besonders wenn noch mit allen Mitteln einer Furchterziehung darauf dressiert wird, gerade die Begriffe Lob und Tadel von früh auf mit den stärksten Lust- resp. Unlustempfindungen zu verknüpfen.) Das ganze Denken wird krampfhaft zur Eitelkeit erzogen: Vereitelung des ursprünglichen Charakters.

Die elementare Eitelkeit des Körpers — Putzsucht, schon der kleinen Mädchen — in gleicher Weise thöricht gezüchtet durch das allseitige Loben der „Hübscheren“, hat ähnlichen Ursprung. Hier kommt freilich das Wohlgefühl am Anblick der eigenen Person hinzu, das durch eine echt feminine autosuggestive Spielerei mit dem Spiegelbild als einem imaginären „Zeugen“ noch verstärkt werden mag. Ein Mädchen, auf wüster Insel etwa wie ein weiblicher Robinson ganz allein gelassen, würde sich auch für sich allein eines Tages rote Mohnblumen um die Schläfen hängen, um sich im klaren Spiegel der nächsten Quelle über den eigenen „hübschen“ Anblick zu freuen. (Das Mädchen ist mit frühem Zweckinstinkt im Ganzen mehr eitel auf seine „Haut“, die „Staffage“, der Knabe auf die Muskeln).

Der oben schematisch dargestellte Verlauf der Entwickelung der Eitelkeit könnte durch andere psychologische Faktoren sehr wesentlich modifiziert werden. Das Kind könnte so etwa seine eigene Freude an einem kleinen Werke, an einer „That“, unbewusst durch die hinzu„gefühlte“, hinzuaddierte Freude der Erwachsenen, — die es empirisch an den Mienen dieser Zuschauer

zu erkennen lernt — noch vergrössern wollen. Oder: das Kind könnte beim Anblick eines andern, irgend wodurch von der Natur bevorzugten, Kindes zum ersten Mal eine mit Selbstunzufriedenheit gemischte Bewunderung, „Neid", verspüren und nähme mit doppeltem Erstaunen wahr, wie durch die offene Aeusserung dieses Gefühls plötzlich die freudige Selbstzufriedenheit des Andern noch sichtlich erhöht würde. Es schliesst: Neid erregen muss eine Freude sein; folglich möchte ich auch einmal Neid erregen. U. s. w.

Kurzum: die Quellen der Eitelkeit werden verschiedene sein. Wohl immer wird ursprünglich ein Trieb nach sinnlichen Vorteilen oder nach einem Machtgefühl im Hintergrunde stehen (die Eitelkeit mag von den Schwachen erfunden worden sein); das „Macht"gefühl selbst aber ist in letzter Linie doch nichts als ein erhöhtes allgemeines Innervationsgefühl, also auch ein körperliches Gefühl, eine Art Sinnesfreude.

Der besondere Fall der gegenseitigen Eitelkeit der Geschlechter bedarf keiner Erklärung, das Ziel liegt hier auf der Hand. —

Résumé:

Auch die Eitelkeit ging im Grunde ursprünglich einmal auf sinnliche Freuden, so wenig wir von vornherein den Eindruck haben konnten. Dieser Ursprung ist nur „vergessen" worden. Das zuerst allein lockende Bild des „Kuchens" — die Stadtverordnetenstelle des Erwachsenen ist sein „Kuchen" — ist vom Kinde vergessen, das Bild der „Mienen", die „Vorstellung" der Mienen genügt jetzt schon, um jene Freude zu reproduzieren, die ursprünglich aus ganz anderer, rein sinnlicher Veranlassung entstanden war.

(Der innere Vorgang mag dabei ein ähnlicher sein, wie derjenige, durch welchen das Geld an sich langsam höher geschätzt wird, als alle dafür einzuhandelnden einzelnen Waren. Der Mensch lernt rasch, dass er für Geld sich ja alle jene Güter erwerben kann, dass Geld sie im Grunde alle in sich enthält. Er strebt ganz konsequent danach, sich möglichst viel von diesem so nützlichen Universal-Tauschmittel zu erwerben — vergisst aber dann interessanter Weise oft genug selbst, dass das Geld ja nur Mittel zum Zweck war. Er häuft Gold auf Gold, schwelgt vielleicht gelegentlich in immer wachsenden Vorstellungen von den für ihn damit zugleich immer wachsenden Genussmöglich-

keiten; schliesslich aber bleibt die rein optische Freude an einem goldglänzenden Häufchen geformten Metalles allein schon als ausreichender „Reiz“ übrig: „Geizhals“.

Aehnlich mag nun die Erkenntnis, dass die Anerkennung der Menschen sehr vielseitige Vorteile bringt, dazu geführt haben, den isolierten Vorteil von Seiten eines einzelnen Individuums nur relativ mässig zu schätzen, aber die Summe aller Anerkennungen, den „Beifall“, — wiederum unbewusst zuerst als Mittel zum Zweck, gewisser Vorteile, — möglichst hoch anschwellen zu lassen. Schliesslich bleibt dann die Freude an der „reinen“ Anerkennung allein übrig; man könnte von „Geizhälsen der Eitelkeit“ sprechen).

Es möchte nach der gegebenen Darstellung des Werdegangs der Eitelkeit vielleicht scheinen, als strebe der Mensch gleichsam nur nach Gruppen-Anerkennung. Indessen ist die menschliche Eitelkeit vom wahren Stolz so weit entfernt, dass sie das Almosen der Anerkennung ganz wohl von jeder Einzelperson uneingestandenermassen erwünscht und acceptiert. Wie sehr dieser latente Wunsch unbewusst existiert, zeigt die turbulente Empörung der empfindlichen Eitelkeit, wo ihr jenes Almosen von einem Einzelnen einmal versagt, wo sie „beleidigt“ wird.

Ja die Eitelkeit verteilt sich gleichsam auf die jeweilig vorhandene Umgebung; je spärlicher diese ist, desto mehr gilt der Einzelne, desto mehr Eitelkeit wird in ihn „hineingesteckt“ (Kleinstadt!): — schadlos weiss sich die Eitelkeit schon immer zu halten; mit den absonderlichsten logischen Erschleichungen, auf allen möglichen sophistischen Umwegen bringt sie es fertig, schiesslich doch stets irgendwie auf ihre Kosten zu kommen.

Eine weitergehende Analyse der Eitelkeit liegt ausserhalb unseres Themas (siehe indessen Zusätze [21]). Das für uns wesentliche Resultat bleibt: das sinnlich angenehme Begleitobjekt einer Handlung selbst, durch welches bei der Entwickelung der Eitelkeit vielleicht ursprünglich einmal eine Lustempfindung, und durch dessen „Vorstellung“ konsequenter Weise dann das Bedürfnis nach jener Empfindung und damit nach dem sie erweckenden Reiz entstand, ist vergessen worden. Die kurze, auf den äusseren Reiz zu einer Handlung die Stelle des Objektbildes in der Hirnrinde blitzartig rasch durchjagende Erregung löst dabei ein Bewusstsein jenes früheren Sinnesbildes schon nicht mehr aus; eine andere, seinerzeit damit

„assoziativ" eng verbundene Vorstellung, eine Ersatzvorstellung, ist an die Stelle getreten, und diese Vorstellung löst nunmehr jenes Lustgefühl aus, das ursprünglich der Sinnesreiz des Objekts allein erweckte.

(Die Thatsache an sich, dass Objekte einer Lust- oder Unlusterregung — gleichgültig, welche Bedeutung sie einmal für uns gehabt haben — späterhin nur noch eine leise aufdämmernde „Ahnung" jener früheren Lust oder Unlust auftauchen lassen, ohne dass die Motive jener Empfindungen selbst mehr bewusst werden, ist uns aus der alltäglichen Erfahrung bekannt. Es sei daran erinnert, dass der Inhalt eines vor langer Zeit gelesenen Buches vollkommen aus dem Gedächtnis geschwunden sein kann; was aber bleibt, ist ein vages Gefühlsurteil, eine unbestimmte Erinnerung: Es war „schön", es war „hässlich". Die Vorstellung des Buches löst ohne jede nähere Motivation mechanisch jenen „Erinnerungs"affekt aus.*) Dieser schwache Affekt scheint nur den letzten verlöschenden Rest der einst stärkeren Ganglienthätigkeit zu repräsentieren.

Bei dem unerwarteten Wiedersehen eines Menschen, mit dem uns vor vielen Jahren Unangenehmes begegnet ist, steigt uns nur ein eigenartiges, unerklärliches, verworrenes Missbehagen auf — das Unangenehme selbst kann der dann unwillig nachgrübelnden Erinnerung gänzlich entschwunden sein. Ueber das „optische Bild" des Betreffenden hinweg schwirrt jetzt jene unbehagliche Stimmung auf, erklingt jener matte Gefühlston, der nur den letzten Rest einer einst in sich konsequent gegliederten Folge von Erscheinungen darstellt.)

Wir haben nur auf die Möglichkeit hinweisen wollen, auch die Eitelkeit — und damit die Quelle der meisten „durch Menschen" in uns entstandenen Lust-Empfindungen — schliesslich auf eine primäre Sinneslust zurückzuführen, und werden das Ergebnis ohne Eingehen in weitere Beispiele für unser Gefühlsleben verallgemeinernd verwerten können. —

Die oben gegebene, für unsern Zweck ausreichende, schematische Einteilung in drei „Quellen" der Lust wird uns die Einteilung der Unlust leicht machen.

*) Dass wir so meist überhaupt nicht über Dinge, sondern nur über unsere — stets trügerische — Erinnerung von den Dingen urteilen, bedarf kaum der Erwähnung.

Unlust entsteht:

1. „primär“ als sinnliche Unlust; unreine Töne, unharmonische Farbenzusammenstellungen, hässliche Düfte u. s. w.

2. reaktiv durch Aufhebung einer Lust (z. B. Fortnahme eines Lustobjekts, Fortbleiben eines gewohnten Reizes, eines unbewussten Stimulans).

3. durch Vorstellungen. Die „Vorstellungen“ freilich als besondere Reizgruppe von den Empfindungen abzutrennen, hat nur doktrinären Wert. Prinzipiell besteht kein absoluter Wesensunterschied. Unser Eingangsbeispiel: Jemand erfährt, sein bester Freund sei gestorben. Wie entsteht der diese Vorstellung begleitende „Schmerz“, wenn wir ihn nüchtern und moralisch unvoreingenommen betrachten?

1. Der „Jemand“ hat die unklare Empfindung, dass von jetzt ab gewisse, ihm durch jenes Objekt bisher zugeströmte Wohlgefühle verloren sind (Wohlgefühle, die meistens der Eitelkeit entstammen); er hat ein ahnungsvolles Manko-Gefühl in Bezug auf die jetzt für ihn kommende Zeit grösserer innerer Einsamkeit.

2. Er empfindet vielleicht (durch jene Nachricht plötzlich ernst werdend), wie nahe der Tod dem Menschen — nämlich ihm selbst — steht; ein egoistischer Ernst demnach.

3. Er sieht vielleicht mit heimlichem Grauen vor seinem geistigen Auge das Bild des kranken, des sterbenden Freundes; „Mitleid“ pflegt man diesen — im Grunde gleichfalls egocentrischen, aus Furcht und Unbehagen leise gemischten — Vorgang eines psychischen Selbstleids beim Anblick, bei der Vorstellung eines Leidenden zu nennen.

Wir wollen die Analyse nicht weiter treiben. Dass wir aus der Haut unseres Egoismus ebensowenig herauskommen können, wie aus der unserer Sinnesorgane (vielleicht bilden gewisse verstärkte Sinneserregungen, hypertrophische „Ich“empfindungen schon physiologisch eine Grundlage zum „Egoismus“) — wissen wir. Auch in jenen anscheinend abstrakten „altruistischen“ Gefühlen wahrt nur das Ich seine Rechte. Der Raub von Empfindungen wird gefürchtet. „Er ist traurig über den Verlust seines Freundes: welches Wohlgefühl ist ihm mit diesem Freund genommen worden? Welchen Freudenbringer hat er in seinem Freund geliebt?“ — Dieses Frageschema könnten wir modifiziert

bei jedem Schmerz durch einen Verlust meistens mit Erfolg anwenden*). „Welche Gewohnheit geht verloren? (cf. 2)". „Welche angenehmen Empfindungen werden von jetzt ab fehlen, die vielleicht schon der Eintritt des Freundes ins Zimmer immer mit sich brachte". Stets wird der Verlust an ganz persönlichen Empfindungen betrauert, nicht der „Freund". Jene bei seinem Tode auftauchenden „Vorstellungen" sind schliesslich aufgewärmte „Sinnes"erregungen, Erlebnisse, Empfindungserinnerungen, hallucinierte Empfindungen; jedenfalls — wie alle Vorstellungen — immer Abkömmlinge der Empfindung, und daher von den Empfindungen nicht prinzipiell abzutrennen. Alle — auch die höheren — Empfindungen aber entstanden einst körperlich, und auch heute nehmen wir in Lust und Unlust im letzten Grunde ja körperliche Veränderungen wahr. „Glück" und Unglück entstehen schliesslich an unserm Leibe. (cf. Schema „Machtgefühl", S. 43.)

Wir glauben den fernen Schimmer einer ursprünglich jedenfalls einmal sinnlichen Entstehung aller Lust- und Unlustempfindungen aus dem Dunkel selbst der heute „geistigsten" Empfindungen aufdämmern zu sehen.

(Auf die hier so sehr tief zeigenden Analogieen der Entstehung von Unlustgefühlen — Trauer — „durch Aufhebung eines Lustgefühls" mit jenen unter 2 aufgeführten Sinnesunlustempfindungen, und auf andere tiefdeutende „Analogieen" zwischen den sogenannten Gefühlen und den Sinnesempfindungen können wir nicht näher eingehen.)

Wir haben einige Quellen der Lust- und Unlustempfindungen angegeben, die Umstände, unter welchen Lust oder Unlust entsteht. Wir müssen zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückkehren.

*) Der „Schmerz" entsteht also durch die akute Fortnahme einer tonisierenden Vorstellung, die einen ständigen latenten Lustreiz für das Gehirn darstellte, mit den Funktionen des Gehirns gewohnheitsmässig eng verwebt war. Ein starkes inneres Excitans für das Gehirnleben fällt plötzlich fort: daher macht Schmerz müde. Die Müdigkeit ein „Entziehungs"-Symptom, Abstinenzcollaps des Gehirns (die melancholische Psychose nach deprimierenden Affekten eine Art Atrophie durch Reizfortfall.) — Das allgemein menschliche Bedürfnis nach einem „Ziel" ist das Bedürfnis nach einem Stimulans. — Der Verlust einer Hoffnung, die Enttäuschung nach einer geschwundenen Illusion, die schmerzliche Wehmut der Erinnerung an die verlorene Kindheit — stets dasselbe Prinzip: Minusaffekt durch Fortfall einer Plusvorstellung.

Wir wollen uns eine Vorstellung darüber bilden, was bei „Lust“ oder „Unlust“ eigentlich im Gehirn vor sich gehen mag. Bei der sinnlichen Lust und Unlust hatten wir uns einfach mit der Thatsache abfinden müssen, dass eine bestimmte Zellerregung — z. B. die durch einen Accord im akustischen Centrum, durch eine Farbenharmonie im optischen Centrum gesetzte — als „angenehm“ empfunden wird, eine andere (Disharmonie, Missfarbe) als „unangenehm“. Diese ganz kurzen, rasch vorübergehenden primären Lust- oder Unlusteindrücke nun könnten wohl allein in ihrem gerade gereizten Centrum entstehen und vergehen. Ebenso möchte die reaktive „Lust“ durch Aufhebung etwa einseitiger Ueberanstrengung eines Centrums („Lust“ des Uebergangs von grellem Licht in den Schatten) in diesem einen Centrum allein entstehen und vergehen können. Wie steht es aber mit jenen Erregungen, deren inneres Wesen das eigentliche Problem dieser Arbeit bildet — wie steht es mit „Freude“ und „Trauer“?

Wir haben oben schon unserem Zweifel Ausdruck gegeben, dass die Gemütserregungen etwa an ein lokales Centrum gebunden zu denken sind. Wir haben auch bereits auf unsere anderweitige Auffassung hingedeutet, als wir bei den Stimmungen gelegentlich von „Organgefühlen des Gehirns“ sprachen. Angeregt freilich werden ja auch diese „Gefühle“, diese grösseren „Stimmungen“ von einem Sinnescentrum aus; getroffen wird bei der freudigen oder traurigen Nachricht ja zunächst das Klangcentrum. Aber die Erregung kann hier nach allem, was wir gesehen haben, unmöglich lokal geblieben sein. Ueber die wiederholt erwähnte Thatsache der — gehirnanatomisch gesprochen — so deutlich ausgebreiteten, polytopischen, Wirkungen der Gemütserregungen in der menschlichen Hirnrinde kommen wir mit einem Centrum, mit der Annahme einer so beschränkt lokalisierten, einer monotopischen Erregung allein nicht hinweg. Die oben erwähnte Thatsache, dass jede neue Stimmung auch verschiedene, immer nur gerade dieser Stimmung „angepasste“ qualitativ differente Vorstellungen herbeizieht, dass jede Stimmung gleichsam nur die für sie bestimmten Vorstellungstasten anschlägt, dass für jede Stimmung gerade nur diese zu ihr passenden Vorstellungen mitschwingen, die Thatsache, dass ein und dieselbe Vorstellung in derselben Hirnrinde zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wirkungen auslösen kann, je nach der temporären Disposition

des Gehirns (der „Apfel" für den Hungrigen und für den Uebersättigten!) — lässt eine so kurze Deutung nicht zu.

Bedenken wir immer wieder, dass jede Stimmung, wie sie nur einseitig bestimmte Vorstellungen heraufkommen liess, auch ganz bestimmte Gesichts- (und Körper-)muskeln in bestimmter Weise in ihren Bereich zieht, also specifische motorische Mitschwingungen veranlasst, dass sie gleichsam aus dem Arsenal der Vorräte des motorischen und optischen Centrums (um nur diese hier zu erwähnen) immer nur bestimmte Erregungen herausgreift, — so scheint uns eben das alles mit Sicherheit darauf hinzuweisen, dass das, was wir Gemütserregung nennen, ein über die ganze Hirnrinde (mindestens über einen grossen Teil derselben) ausgebreiteter Vorgang sein muss. Wir müssen annehmen, dass die verschiedenen Gemütserregungen qualitativ verschiedene Erregungen der Gesamthirnrinde sind, dass sie verschiedene „Schwingungszustände" der ganzen Hirnrinde darstellen, dass dabei die Ganglienzellgruppen der im lebenden Mosaik des Hirnmantels ausgebreiteten Centren jeweilig verschieden in Mitschwingungen gesetzt werden (der Ausdruck „Schwingung" kann hier mehr sein, als nur ein Bild). Wir müssen — um weniger hypothetisch zu reden — annehmen, dass der Tonus der Hirnrinde wechselt. Wir müssen den Hirnmantel, wie er sich uns ja präsentiert, stets als ein zusammenhängendes Ganze betrachten, das durch „Reize" von jedem Punkte seines Gefüges aus in einen bestimmten Spannungszustand versetzt werden kann. Wir stellen uns vor, dass es primäre in einem Centrum entstehende Sinnes„stimmungen" giebt (wie es für jedes Centrum einen specifischen Centrum„willen", ein specifisches Centrumgedächtnis, eine specifische Centrumermüdung gab) — dass aber diese Erregung eines Centrums auf die übrige Hirnrinde irradiieren, die ganze Hirnrinde in gleichartige Mitschwingungen versetzen kann. Die zunächst erregte „Centrum"stimmung, oder um gleich den Ausdruck zu gebrauchen: die Centrenfreude, mag sich zur dann entstehenden Gesamt„freude" etwa so verhalten, wie die blosse „Gehirn"furcht oben sich zu der „Gesamt"furcht (Gehirn- + Organfurcht) verhielt.

Es mögen zum einleitenden Verständnis der den „seelischen" Phänomenen entsprechenden Hirnvorgänge und auch ihrer etwaigen pathologischen Folgen einige ergänzende Nachbemerkungen folgen.

Die Hirnrinde ist eine physiologische Einheit. Trotz der Vielseitigkeit der Centren — von denen viele nur funktionelle, nicht anatomische Centren sein mögen (jede neue Funktion schafft sich ihr „Centrum") — ist die zusammenhängende weiche Substanz der Hirnrinde ein funktionelles Ganze. Dies Ganze ist mit einer gewissen Spannkraft geladen. Die in der Hirnrinde vorhandene Kraftsumme ist spontanen Schwankungen unterworfen; sie ist grundlos an einem Tage grösser, am anderen geringer. Es sind da offenbar unbekannte „Launen" des Ganglienlebens im Spiel, zu deutsch: wir kennen bisher einfach die physiologischen Bedingungen nicht, unter denen im vielseitigen Wechselspiel der organischen Funktionen dieses — principiell mathematisch genau zu berechnende — „launenhafte" Etwas jedesmal mit absoluter Notwendigkeit entsteht.

Die absolute Quantität und die Stetigkeit jener Kraft hängt von der individuellen Anlage der Ganglienzellen ab (nicht die Stärke allein, auch die Dauer einer Erregung ist ja individuell verschieden); wir haben nicht ohne Fug oben von einer kardinalen Scheidung in straffe und schlaffe Gehirne gesprochen. Auch ein Gehirn kann nie über seinen eigenen „Kopf" hinauswachsen.

Das materielle Substrat zur ständigen Wiederherstellung jener Kraft liefert in letzter Linie die Ernährung.

Die in der Hirnrinde vorhandene potentielle Energie kann in kinetische übergehen entweder durch innere (endogene autochthone) Reize, „Vorstellungen", „Empfindungen" (Innervation = Selbstreizung); oder durch äussere (exogene) Reize, Vorstellungen etc.-auslösende Reize. In letzterem Falle trifft eine bestimmte Art Schwingungen, wie optische oder Schall-Wellen, die Hirnrinde, um hier eine bestimmte andere Art Schwingungen auszulösen.

Im Prinzip kann es sich bei den wechselnden Erscheinungen in der Hirnrinde nur handeln um einen Ortswechsel der Erregung oder um einen Intensitätswechsel der Erregung (der „Qualitäts"-wechsel ist dabei subsumiert). Der „Ortswechsel" einer Erregung neigt bei Innenreizen zum jeweilig funktionsbedürftigsten Centrum — dem Centrum, dessen Kraftsumme sich gerade im labilsten Zustande befindet (was von peripherer Reizung durch funktions-„gierige" Endorgane bedingt sein kann) — bei Aussenreizen von der Spezifizität des „Reizes" und der durch ihn ausgelösten Vorstellungen.

Die in der Hirnrinde aufgespeicherte Spannkraft kann sich auf Reize nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes in die individuell vorbereitete oder ausgeschliffene Bahn eines besonders disponierten Centrums, in ein Flussbett entladen: motorisch beim Choleriker, erotisch beim Erotiker etc.; (der Schlüssel zu dem paradoxen Uebergang ganz anderweitig entzündeter Erregungen in spezifische Triebe). Die irgendwie angeregte Hirnerregung mündet dann mit Vorliebe in einen Trieb, in ein „Centrum" aus (Zusammenhang von Grausamkeit und Sinnlichkeit; Sadismus; Aufstachelung erotischer Erregung durch heterogene Erregungen etc.) Das dabei individuell prävalierende Centrum hängt von der Anlage und von der Gewohnheit ab.

Je weniger „Energie" noch vorhanden ist, je mehr der — „seelisch" und körperlich zu erzeugende*) — Zustand der Ermüdung, der Kraftverringerung, eintritt, desto schwächer werden die Wirkungen äusserer Erregungen, desto mehr reichen diese Erregungen nur aus, um gerade noch durch lange Gewohnheit an sich sehr leicht „anzutönende", fast mechanisch funktionierende Centren in Gang zu bringen. Dann entlädt sich wieder der ganze Rest von Erregung in ein einziges Centrum, und dieses Centrum kann bei dem Schlafen aller übrigen Rindenteile — es „schläft" ja stets ein Teil des Ich — nun allein, zwangsmässig, das Bewusstsein mit seiner gleichmässigen Erregung ausfüllen. Im Kampf der Centren siegt ein Centrum so nicht nur durch eigene Stärke, sondern durch die Schwäche der andern. Der Typus dafür ist das Klangcentrum, welches — als ein sehr erregbares Centrum — besonders zu Zeiten der Ermüdung mit seinem monotonen Gedudel in der hartnäckigsten Weise unentrinnbar, unabweisbar das Bewusstsein in Anspruch nimmt, und wie ein höhnisch neckender Kobold, gänzlich uneingeschüchtert durch die wütenden Drohungen des opponierenden „Willens", immer und immer wieder frech, wie zum Trotz seine äffischen Weisen ertönen lässt;**) der ganze

---

*) Da motorische und sensorische Hirnpartieen von derselben Kraft gespeist werden, so muss jeder zu starke Kraftverbrauch auf der einen Seite sich auch an der anderen Seite rächen.

**) Hier liegt u. A. die paradoxe Macht des Couplets, welches wie mit seinem leichten Rhythmus einer für die Ermüdung charakteristischen Rhythmophilie, so auch mit der Trivialität der Melodie dem Trägheitsbedürfnis der Ermüdung entgegenkommt. (NB. Die „Rhythmophilie"

Rest von Hirnerregung strömt eben dann in dieses Centrum ab, der geringe Anstoss reicht gerade aus, um dieses lange eingespielte Uhrwerk in Gang zu bringen. Das Klangcentrum liegt gleichsam immer auf der Lauer, stets bereit, in die Bresche zu treten, wo irgend ein anderes Centrum vorübergehend „schwach wird". Der horror vacui der Seele kommt dem Klangcentrum am meisten zu Gute.

Der jeweilige Spannungszustand der Hirnrinde wechselt. Der mittlere Spannungszustand derselben ist individuell angeboren (wonach sich das „Streben" des Menschen richtet); beim Einen stärker (Genie, Choleriker), beim Anderen schwächer (Phlegmatiker, Träge, Melancholiker). Er ist verschieden nach dem Alter (am grössten wohl in der Pubertät, daher ihr „Faustisches" — übrigens oft nur das subjektive Missverständnis des Funktionsbedürfnisses eines spezifischen Centrums, nämlich des erotischen —), nach verschiedenen Zeiten, nach der Ermüdungsphase u. s. w.: auch nach den verschiedenen äusseren Umständen: Reizen. (Ein solcher „spannungs"-fördernder „Reiz" ist z. B. auch die Gesellschaft anderer Menschen mit ihrer angenehmen Erregung des Gehirns auf dem Umwege der Eitelkeit; um dieser Anregung der eigenen Hirnrinde wegen wird Gesellschaft „geliebt").

Der wechselnde Spannungszustand (Tonus) der Hirnrinde zeigt sich nun unter Anderem auch am motorischen System. Die verschiedenen Schwankungen des Muskeltonus in den verschiedenen Stimmungen und Affekten sind nur der motorische Index für den Gesamtspannungszustand der Hirnrinde. Derselbe Hirnrindenzustand, der zu bestimmten „Empfindungen" disponiert, disponiert auch zu entsprechenden spezifischen Bewegungsqualitäten. So erst verstehen wir — mit vielem Andern — die ungeheure Modulationsfähigkeit der menschlichen Stimme durch die Affekte (deren exakte wissenschaftliche Analyse eine eigene Darstellung erfordern würde). Wir begreifen (von der Psychologie der Musiksprache abgesehen) die Entstehung des verführerischen Schmelzes in der werbenden Sprache eines Liebenden — ein grosser Teil der Psycho-

der Ermüdung — stets wird der bequemste, monotonste Rhytmus bevorzugt — giebt uns den Schlüssel zu einer ganzen Anzahl von Ermüdungserscheinungen, die auch zum Verständnis gewisser motorischer Phänomene in der Psychiatrie beitragen.)

logie des „Verführens“ liegt in diesem Streicheln und Umarmen mit den Worten —, das tonlos triste Sprechen der Depression, den grollenden Donner in der Sprache des Wütenden. Es handelt sich hier nicht bloss um Quantitätsunterschiede (leiser, lauter), sondern auch um Qualitätsunterschiede; das „Timbre“ der Sprache selbst wechselt; und dies wieder liegt daran, dass nicht bloss der Tonus an sich, sondern die Koordination der vielen, zum Sprechakt nötigen Muskeln durch den gerade vorhandenen Spannungszustand der Hirnrinde in bedeutsamster Weise beeinflusst wird. Wir stellen uns vor, dass bei den vielen verschiedenen „Schwingungs“zuständen der Gesamthirnrinde (mit ihren Centren) die verschiedenen Muskeln und Muskelgruppen verschieden mitschwingen, „ansprechen“: die einen auf stärkere, die anderen auf schwächere Stromstösse; dass die verschiedenen Sprachmuskeln und ihre verschiedenen (durch Gewohnheit erworbenen) Synergieen verschieden erregbar sind.

In der gleichen Vorstellung des Motorischen als eines Index für den jeweiligen Schwingungszustand der gesamten Hirnrinde finden wir auch das wissenschaftliche Fundament der Graphologie.[22] Auch hier wird unseres Erachtens ein Urteil aus motorischen Phänomenen auf bestimmte sensorische Phänomene dadurch möglich, dass beide als Ausdruck einer gemeinschaftlichen dritten Grundlage, einer spezifischen Funktionsart der ganzen Hirnrinde aufgefasst werden.

Ein drittes Gebiet des Motorischen, welches als Index der verschiedenen Schwingungen, „Stimmungen“, der Hirnrinde zu betrachten und als solcher unbewusst allgemein anerkannt ist, ist die Mimik.

Der wechselnde Gesichtsausdruck als Begleiter der wechselnden Gemütsbewegungen ist zu bekannt, als dass wir hier weitläufig mit einer Aufzählung dieser physiognomischen Aeusserungen der Affekte uns zu beschäftigen brauchten. Auch haben wir oben einige von den markantesten Zügen — das Auseinanderziehen des Mundes zum Lachen bei der Heiterkeit, das Zusammenziehen der Stirn an der Nasenwurzel bei der Wut, das Emporziehen des medialen Teils der Augenbrauen in der Trauer — bereits erwähnt. Wir können also kurz sein: es scheint, dass jede Gemütsstimmung auch ihren besonderen „sprechenden“ Gesichtsausdruck hat; das heisst also, dass jede Stimmung der Hirnrinde sich auch in der gleichsam elektiven — qualitativ und quantitativ verschiedenen —

Inanspruchnahme der mimischen Muskeln ausprägt[28]*). Nur so ist es verständlich, dass uns gerade die Mimik oft blitzartig rasch das intuitive Erfassen einer Persönlichkeit ermöglicht, ja dass man selbst aus einer einzigen besonders charakteristischen mimischen Funktion — wie dem Lachen — den ganzen Menschen erkennen kann.

In der Thatsache, dass bestimmte seelische Dispositionen sich im Gesicht in bestimmter — wenn auch nicht gerade schematisch gesetzmässiger — Weise wiederspiegeln, liegt ja auch der Schlüssel zur Physiognomik. Bestimmte Erregungen (gelegentlich vielleicht von den individuell vorwaltenden Centren, wie dem erotischen, dem motorischen u. s. w., beeinflusst) innervieren bestimmte Gesichtsmuskeln in bestimmter Weise. Da die Anlage eines individuellen Hirns angeboren ist, so begreift sich, wie es schon in früher Kindheit hervortretende augenfällige physiognomische Unterschiede geben kann. Wir verstehen, warum wir schon hier nicht selten „listige", „diebische", „offene", „versteckte", „wollüstige", „faule", „schlaffe", „feurige" Gesichter unterscheiden können. Wir haben eben eine mit der Keimanlage angeborene gleichsinnige physiognomische „Anlage" und werden daher (wenn alle Fehlerquellen vorsichtig berücksichtigt werden) einer kritischen Physiognomik wissenschaftliche Grundlagen nicht absprechen können. Das Gesicht ist nicht „so", weil der Mensch „so" ist, der Mensch ist auch nicht „so", weil sein Gesicht „so" ist (woran man wohl denken könnte: retrograde Entstehung von spezifischen Stimmungen und Empfindungen durch die spezifischen Innervationsgefühle verschiedener mimischer Muskeln) — sondern Gesichtsausdruck und „Charakter" sind eben beide Produkte ein und derselben Hirnrinde (wie oben „geniales" Temperament und geniale Produktion nur „Symptome" ein und derselben Hirnanlage waren).

So können leicht auch andere Bewegungsformen — Blick, Gang etc. — im gleichen Sinne als für den Menschen charakteristisch verwertet werden. Die physiologische Grundlage bleibt immer dieselbe. —

---

*) — eine Thatsache, die den Simulanten von Geisteskrankheiten nicht genügend bekannt ist, und ihnen das Handwerk recht sehr erschweren mag. Die unbewussten, unendlich feinen mimischen Abstufungen durch den Einfluss der Affekte sind willkürlich recht schwer zu imitieren; das Lügen mit den Gesichtsmuskeln ist schon technisch schwierig. Die Kunst des besten Schauspielers ist grob gegenüber jenen allerfeinsten Innervationsdifferenzen in der mimischen Muskulatur.

Der allgemeine Spannungszustand der Hirnrinde (der Sammelstation aller Centren) beeinflusst — um zu resumieren — durch die Nervenleitung besonders den allgemeinen Muskeltonus.

Der Einfluss des Hirnrindentonus geht aber sicher weiter: Es gehen von der Hirnrinde auf unbekannten Nervenbahnen latente Erregungsströme auch an die Organe ab. Herz, Magen, Darm, Drüsen (Hoden, Nieren etc.?) müssen ihre Vertretung in der Hirnrinde haben. Auch die inneren Organe sind somit in ihrer Function vom Hinrindentonus und seinen Schwankungen abhängig*); (damit wären die oben geschilderten Magen-Darm-Wirkungen bei deprimierenden Erregungen direkt verständlich; desgleichen die so typische Gewichtsabnahme bei den Geisteskranken, und viele andere hierher gehörige Erscheinungen). Stoffwechsel und Ernährung hängen von der Hirnrinde mit ab und müssen demnach bei Affektionen der Hirnrinde mit afficirt werden.

Von den Organen selbst geht wieder rückläufig ein centripetaler Nervenstrom zum Gehirn, durch welchen diesem eben jene wechselnden Organempfindungen zugeleitet werden, auf deren grosse Rolle für das Zustandekommen der „Stimmungen" wir oben hingewiesen haben („retrograde" Entstehung der Stimmungen). So gäbe es eine Art Kreislauf des Nervenstroms im Körper, analog dem Kreislauf des Blutes.

Wie weit die Einflüsse des Gehirns auf Organfunktionen sich erstrecken mögen, ist vorläufig garnicht abzusehen; es könnte dem Gehirn und Nervensystem vielfältig eine bisher kaum gewürdigte, primäre aetiologische Rolle bei Krankheiten zukommen, die man sonst stets als originäre, lokale Gewebserkrankungen oder als Spezialerkrankungen von Organen aufgefasst hat und die dann also oft nur Folgen jener vom Gehirn ausgehenden veränderten Erregungen repräsentieren würden. Wir werden im nächsten Abschnitt mit einem Wort auf diese Frage zurückkommen. —

---

*) Intermittierender Nachlass dieses „Nerventonus" vielleicht Erklärung gewisser periodisch wechselnder physiologischer und pathologischer Erscheinungen, besonders bei Nervösen.

Wie können Gemütserregungen pathologisch wirken?

„Wie können Gemütserregungen pathologisch wirken?“ — wir halten es für ratsam, die Frage zunächst einmal in dieser vorsichtigen Form zu stellen. Zur Beantwortung der präciseren Fragestellung „wie wirken sie pathologisch“ ist das bisher vorhandene Material doch vielleicht etwas zu spärlich.*) Wir haben nur wenige positive Ansätze zur Wissenschaft von den Affekten als Krankheitserreger. Nur einige hierher gehörige Notizen sollen (als der Beginn einer Zusammenstellung) unter den nachstehenden Bemerkungen Platz finden.

Stellen wir uns abseits jeder Theorie — auch unserer eigenen — nur auf den Boden der Erfahrung. Stellen wir

---

*) Während des Druckes erhielten wir: „Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittlung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten“ von Domrich, 1849, (ein fast klassisches Buch über unsern Gegenstand); und Nussbaum: „Ueber den Einfluss geistiger Funktionen auf Krankheitsprozesse“ (Berliner Klinik, Mai 1895). Aus beiden Schriften sind einige casuistische Angaben unter dem Namen der Autoren im Text citiert worden. — Eine grosse Anzahl interessanter Fälle zählt das uns zu spät zugänglich gewordene ältere Buch von Lenhossek auf: „Darstellung des menschlichen Gemüts in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben“, Wien 1825; daselbst ist auch die alte einschlägige Litteratur reichlich erwähnt, (wenn auch nicht immer ganz kritisch benutzt). Weitere Litteraturbelege citieren die Schmidt'schen Jahresberichte. Dankenswerte Hinweise und Angaben bot uns unter den entsprechenden Spezialartikeln auch die Encyklopädie von Eulenburg. —

Im Sinne einer Monographie über den Einfluss des „Schreckens auf die Entstehung von Krankheiten“ ist eine ältere Arbeit von O. Kohts (Berliner klin. Wochenschr. 1873, No. 24 ff.) besonders zu erwähnen. —

Nachbemerkung: Wir erbitten behufs systematischer Material-Sammlung weitere (besonders ärztliche) Mitteilungen möglichst unzweideutiger Fälle von Erkrankungen durch Gemütserregungen. (Charlottenburg, Savignyplatz 6.)

zusammen, was wir von physiologischen Begleiterscheinungen der Gemütserregungen gefunden haben, und suchen wir daraus Schlüsse auf ein etwaiges pathologisches Wirken derselben zu ziehen. Es wird sich dabei die Vorbemerkung als selbstverständlich ergeben, dass wir es vorwiegend mit den depressorischen Affekten, wie Trauer, Furcht, zu thun haben werden. Es liegt ja im Wesen der „Freude“ — wir haben das wiederholt betont — an sich etwas Verjüngendes, man kann ruhig sagen: Gesundes, gegenüber den deprimierenden Gemütserregungen; und wenn wir vom freudigen Schreck und seinen Wirkungen absehen, so werden uns freudige Erregungen demnach von vornherein wohl nur selten als Erreger pathologischer Zustände in unsere Erwägungen hineinspielen können.

An die Spitze unserer Ueberlegungen möchten wir den Satz stellen, dass wir eine physiologische Wirkung von Gemütserregungen prinzipiell eigentlich auf kein Organ für ganz ausgeschlossen halten. Bedenken wir, dass sich die Wirkungen einer Hirnerregung:

1. entweder direkt auf dem Nervenwege oder
2. indirekt durch eine Beeinflussung der Circulation —

überall hin geltend machen können, bedenken wir, dass der bisher noch nicht gelungene Nachweis von Nervenfasern in bestimmten Organen noch lange nicht das Nicht - Vorhandensein solcher Elemente in diesen Organen gewährleistet, bedenken wir, dass seltsame „reflectorische“ Fernwirkungen von einer Reizstelle aus auf Circulationsverhältnisse und nervöse Vorgänge an ganz anderen Körperstellen uns physiologisch bereits bekannt sind — so können wir prinzipiell auch die Beeinflussung keines Organs oder Organsystems durch Gemütserregungen leichthin a priori ableugnen.

So absurd uns also unwillkürlich von vornherein etwa die Beeinflussung eines Organs wie der Leber oder des Pankreas etc. durch vom Gehirn ausgehende Erregungen erscheint — wir können uns bei den vielen schon bekannten Umwegen, auf denen im zusammenhängenden Ganzen unseres Körpers zunächst überraschend, gänzlich unverständlich und geheimnisvoll, gearbeitet wird, der Möglichkeit derartiger Zusammenhänge nicht ohne weiteres vollkommen entziehen. Die stärkste „Vermittler“rolle wird der Nervus Sympathicus spielen.

Halten wir uns indessen an die gegebenen Thatsachen und suchen wir einige von den sich dabei ergebenden Möglich-

keiten wahrscheinlich zu machen, andere — soweit die bisher vorliegenden Erfahrungen dazu ausreichen —, zu beweisen.

Die Gemütserregungen werden prinzipiell in zweierlei Richtungen pathologisch wirken können:

1. indem sie auf schon vorhandene Krankheitsanlagen oder Krankheiten verschlimmernd einwirken,
2. indem sie selbständig Krankheiten hervorrufen.

Wir werden erwarten können, vorwiegend das Erstere zu finden.

Die Wirkungen werden verschiedene sein, je nachdem die Gemütserregungen akut oder chronisch einwirken. Die Grösse der Wirkung wird von der Stärke des psychischen Traumas und von der individuellen Disposition abhängen. —

Wir haben nun, wenn wir zusammenfassen, oben der Hauptsache nach etwa drei Gruppen von physiologischen Wirkungen der Gemütserregungen gefunden:

1. Wirkungen auf Gehirn und Nervensystem für sich.
2. Wirkungen auf die willkürliche Muskulatur.
3. Wirkungen auf die unwillkürliche Muskulatur:
   a. Herz und Gefässe,
   b. Magen und Darm.

Dazu kommen noch gewisse Drüsenwirkungen und Wirkungen auf Haut und Hautgebilde.

In Bezug auf die krankheitserregende Wirkung der Gemütsbewegungen hinsichtlich der ersten Gruppe sind wir über die blosse Theorie bereits hinaus. Derartige Wirkungen sind Thatsache. Wir wissen, dass im Anschluss an eine starke Furcht, an einen plötzlichen, grausenerregenden Eindruck Geisteskrankheiten entstehen können.

Casanova erzählt in seiner Lebensgeschichte, wie ein griechischer Jude vor Schreck wahnsinnig geworden sei, dem er aus einem Rachemotiv den abgehauenen Arm einer Leiche unter das Kopfkissen ins Bett gelegt hatte.

Domrich berichtet folgenden — wohl als „akute primäre Demenz“ aufzufassenden — Fall:

„Eine junge, verheiratete Frau sah, wie ihr auf der Strasse spielendes Kind von durchgehenden Pferden überfahren wurde. Sie fiel vor Schreck um, der Körper erholte sich, die Intelligenz war verschwunden. In der ersten Zeit schien doch noch etwas, wie dunkle Erinnerung, ihren umnachteten Geist zu beschäftigen; sie wickelte ein Tuch zusammen und nahm es in den Arm, oder ein Stück Holz. Die Intelligenz war bald spurlos erloschen und nur das dumpf begehrende Tier übrig geblieben

das gedankenlos in die Welt starrte, begierig ass und trank und eine lange Reihe von Jahren geistlos fortvegetierte."

Domrich citiert auch, dass nach Esquirols Tabellen bei 36 unter 315 Irren die Krankheit durch Schreck veranlasst war.

Wohl als Beispiel einer hysterischen Schreckpsychose sei folgender Fall Wichmanns citiert (Domrich):

„Ein junges blühendes, noch nicht menstruiertes Mädchen erschrak heftig über eine vom Tische fallende Flasche. Die ersten acht Tage lang erschienen ihr alle Gegenstände blau; bei dem geringsten Geräusche oder einer Bewegung mit der Hand vor das Gesicht fuhr die Kranke am ganzen Leibe zusammen. Das Gedächtnis war in auffallender Weise geschwächt, an ihrem Verstande bemerkte man nicht die geringste Verwirrung, aber sie hatte viele Worte der deutschen und französischen Sprache vergessen, welche sie bis dahin geläufig sprach und schrieb. Sie schrieb indessen ebenso verworren, als sie sprach."

Eine grosse Zahl weiterer Fälle citiert Lénhossek a. a. O. Auch an vielfacheren modernen Beobachtungen fehlt es nicht. Delirium acutum (mit Hirnhämorrhagieen) nach heftigem Schreck beschrieb Binswanger. Kurzdauernde maniakalische Zustände mit nachfolgender stuporartiger Erschöpfung nach Gemütserregungen beobachtete bei disponierten Individuen Féré (auch unerwartete Freude konnte diese „ivresse émotionelle" hervorrufen).

Wir wissen, dass „unglückliche Liebe" Psychosen hervorrufen kann (bemerkenswerterweise auch Manieen). Das gleiche gilt von Kummer und Sorge. Die Melancholie durch Heimweh ist unter dem Namen Nostalgie fast populär geworden.

Griesinger sah „psychische Ursachen als die häufigste und ergiebigste Quelle des Irrsinns" an. Nach Statistiken von Guislain, Parchapes, Hare verdanken 65 % der Geisteskrankheiten ihr Entstehen psychischen Ursachen (Nussbaum). Krafft-Ebing citiert gleiche Fälle, schränkt aber wohl mit Recht im Ganzen die psychische Aetiologie der Geisteskrankheiten etwas ein.

Dass Gemütserregungen — vorwiegend depressorische — als direkte innere Traumen des Gehirns besonders leicht Funktionsstörungen des Gehirns (Geisteskrankheiten) auslösen, kann uns ja am Ende nicht Wunder nehmen. (Wie, auch ganz akut, solche Funktionsstörungen im Gehirn entstehen mögen, darüber wird uns vielleicht einmal der Traum Aufschluss geben können, der normale Wahnsinn jeder Nacht.)

Aber auch für nicht funktionelle, wie z. B. infektiöse Hirnerkrankungen liesse sich eine prädisponierende Rolle von

Affekten schon durch Affekte begleitende Cirkulationsstörungen im Gehirn hypothesieren; auch könnte ein Toxin auf jahrelang bereits durch starke Seelenerschütterungen mitgenommene Hirnganglien deletärer einwirken als auf torpidere, gesündere Hirnzellen: (Lues — Paralyse).

Für die inselförmige Sklerose des Gehirns sind dauernde geistige Ueberanstrengungen und Gemütserregungen als ätiologisch gewürdigt worden. Selbst Fälle von Bulbärparalyse durch heftigen Schreck sind beobachtet worden. Gowers zählt unter den häufigsten Ursachen der chronischen Bulbärparalyse „geistige Depression" auf.

Bezüglich der progressiven Paralyse — bei der die Rolle der Affekte mit vielen Andern auch Wernicke betont — äussert sich Mendel: „Eines der Hauptmomente zur Erzeugung der Krankheit bieten jedenfalls psychische Ursachen: Kummer und Sorge, Verluste, getäuschte Hoffnungen auf der einen, ungezügelter Ehrgeiz, rastloses Streben nach Gewinn und Reichtum auf der andern Seite sind Momente, die, wenn sie anhaltend und ohne Unterbrechung das Gehirn in Bewegung setzen, schliesslich Insufficienz desselben, Störungen, Krankheiten hervorrufen"; die Wirkungen der Affekte auf bereits syphilitisch veränderte Hirngefässe erklärt Mendel mit einem durch die aktive Hyperämie ermöglichten „Durchtreten von Formelementen und Blutplasma in das Gewebe" und der damit veranlassten Entzündung.

Clouston beobachtete unter 108 Paralytikern 32, bei denen die Krankheitsursachen intellektuelle Ueberanstrengung und Gemütsbewegungen waren. Behier fand unter 300 Paralytikern 116, die einen Beruf hatten, der übermässige intellektuelle Anstrengung erforderte. (Nussbaum.)

Aber sehen wir von den direkten Geistes- und Gehirnkrankheiten ab, bezüglich deren sich die ungeheure Rolle der Gemütserregungen nur andeuten liess, so wissen wir vor Allem, dass besonders Hysterie auf dem Boden der Gemütserregungen entstehen kann. Pitres fand nach (Nussbaum) unter 69 Fällen von Hysterie bei Frauen 54, unter 31 Fällen bei Männern 8 durch Gemütsbewegungen bedingt. Am wirksamsten ist (nach Ziehen) Schreck. Dass hysterische Anfälle oft durch Gemütserregungen provociert werden ist bekannt. Wir wissen auch, dass isolierte Muskelkrämpfe, dass sensorische und motorische Lähmungen durch

Schreck entstehen können. Aphasie durch Schreck ist u. A. von Bohn beschrieben worden.

Bei der ungeheuren Vielgestaltigkeit der ja oft ans Wunderbare grenzenden Erscheinungen der Hysterie resultiert ohne Weiteres, dass hier ein Hauptfeld für alle möglichen körperlichen Folgeerscheinungen der Affekte gegeben sein wird. Gerade auf dem Umwege und durch die Vermittelung der Hysterie wird sich so leicht kein Körpergebiet von einer Beeinflussung durch Gemütserregungen ganz ausschliessen lassen.

Wir wollen hier den uns authentisch berichteten Fall eines früher ganz gesunden Eisenbahnbeamten einschalten, der infolge des beim Zusammenstosse zweier Eisenbahnwagen erlittenen Schrecks — er war nur Zuschauer und völlig unverletzt geblieben — zunächst nur hysterische Erscheinungen einer traumatischen Neurose zeigte; nach 6 Wochen entwickelte sich indessen plötzlich eine rasch fortschreitende Myopie, deren Zusammenhang mit dem Trauma der begutachtende Arzt als „möglich“ anerkennen musste. (Hysterischer Krampf des Akkomodationsmuskels ?)

Wir wollen das vielseitige Thema hysterischer „Wunder“ — 10 Jahre dauernde Blindheit mit plötzlicher Heilung ist noch nicht dass grösste — hier nicht weiter erörtern, und gehen zur Epilepsie über.

Bezüglich der Epilepsie äussert sich Binswanger, indem er „erste auslösende Ursachen“ von „späteren Gelegenheitsursachen“ trennt: „ . . Hier (sc. unter den ersten auslösenden Ursachen) stehen die psychischen Schädlichkeiten obenan. Es ist seit Alters bekannt und neuerdings von Gowers statistisch wieder erhärtet worden, dass gemütliche Erschütterungen, vor allem der Schreck, die bedeutsamsten Faktoren bei der Entstehung des ersten epileptischen Anfalls sind. Nach diesem Autor soll in 75% der Fälle Schreck den ersten Anfall ausgelöst haben. Aber auch heftiger Zorn, eine unverhoffte Freude, ein unvermittelt hereinbrechender Kummer und Sorge gehören hierher“; u. s. w. Bekannt ist, dass man Epileptiker vor dem Zuschauen beim Anfall eines andern Epileptischen zu schützen sucht, weil erfahrungsgemäss dieser schreckhafte Anblick allein bei ihnen einen Anfall auslösen könnte.

Die ätiologischen Beziehungen der Gemütserregungen zur Eklampsie hat Sell in einem besonderen Buche verfochten.

Von der Chorea äussert Eulenburg: „. . . . Wenn jedoch die vervielfältigte Beobachtung die Aufstellung der sogenannten Emotionsneurosen als einer besonderen, vom ätiologischen

Gesichtspunkte aus wohl charakterisierten Neurosengruppe rechtfertigt, so werden wir nicht anstehen dürfen, eine grosse Anzahl choreatischer Erkrankungen, und zwar nicht bloss die schon als dahingehörig erwähnten Fälle von Chorea senilis, auch manche von Chorea gravidarum, sondern auch Fälle von Chorea der Kindheit und des jugendlichen Alters unter jener Kollektivbezeichnung zu subsumieren. Gerade bei Kindern wird das erste Auftreten der Chorea unmittelbar nach einem heftigen Schreck, einer erlittenen Beschämung oder Bestrafung u. s. w. nicht selten konstatiert"; (NB. hier sei auf C. Lange's geistreiche und tiefzeigende Parallelisierung der Verlegenheitsbewegungen bei Kindern mit den choreatischen Bewegungen hingewiesen). Eulenburg fährt fort: „. . . Hierher gehören auch die durch Beispiel und Nachahmung (psychisches Contagium) nach anfänglichem Befallenwerden Einzelner in Familien, Schulen, Pensionaten, Klöstern u. s. w. erzeugten Endemieen." (Hier mag wohl meist Hysterie vorgelegen haben; Chorea major; „Veitstanz" des Mittelalters.)

Den Einfluss psychischer Erregungen auf die Entstehung der Chorea bei Kindern betonte schon v. Frerichs der u. A. akut Chorea bei einem Kinde entstehen sah, das hilflos der Ermordung seiner Eltern hatte zusehen müssen.

Gowers sah Chorea bei einem Knaben auftreten, neben dessen Ohr unerwartet eine Pistole losging.

Arlidge sah die Krankheit in $^1/_5$ der Fälle nach Schreck entstehen. — Den ätiologischen Einfluss der Gemütserregungen bei der Chorea betont auch Dowse.

Oppenheim bemerkt, dass er namentlich bei jungen Mädchen von 16—22 Jahren das Leiden auf Gemütserregungen habe zurückführen können. —

Auch bei der Maladie des Tics schliessen sich nach Oppenheim die ersten Erscheinungen meistens an eine Gemütserregung an.

Gowers erwähnt, dass bei $^5/_6$ der von ihm beobachten Fälle deprimierende Emotionen dem Beginn des Leidens vorangingen. Auch bei Tetanie sollen Gemütserregungen zu den auslösenden Momenten gehören. —

Von Autoren, welche den Einfluss heftiger Gemütserregungen als direkter okkasioneller Ursachen der Paralysis agitans fest-

stellten, seien (nach Eulenburg) van Swieten, Hillairet, Rabot, Charcot, Kohts, Hardy citiert. Eulenburg — der auch Ordensteins Angabe von psychischen Ursachen im vierten Teil aller Fälle anführt — bringt drei Fälle eigener Beobachtung, in denen das Leiden nach einem plötzlichen Schreck (in einem Falle unmittelbar nach dem Erwachen aus einem schreckhaften Traum) und heftiger akuter Gemütserregung auftrat. Bei Syringomyelie hält Gowers eine Rolle von Schreck, Sorgen u. s. w. insoweit für möglich, als sie „das schon bestehende Krankheitsbild vorwärts bringen" oder „zu dem pathologischen Zustand lokale Veränderungen hinzufügen" können.

Fälle von akuter Myelitis als Folge heftigen Schrecks (nicht nur funktionelle Paraplegieen und Schrecklähmungen) sind von Hüne, Engelken, Leyden beschrieben worden; in einem Falle von Brieger aus Frerichs Klinik wurde die Diagnose durch die Sektion bestätigt (Nussbaum).

Selbst für die Tabes machte man früher psychische Ursachen verantwortlich (Vulpian u. A.)

In einigen Fällen konnte auch die multiple Sklerose auf eine heftige Gemütserregung zurückgeführt werden (Oppenheim).

Unter den Gelegenheitsursachen der symmetrischen Gangrän nehmen Gemütserregungen den ersten Platz ein. (Oppenheim).

Von der Basedow'schen Krankheit sagt Buschan:

„Unter den Gelegenheitsursachen stehen starke seelische Aufregungen obenan. Zumeist ist es ein Schreck, z. B. über Feuersbrunst, Einbrecher, Räuber, Anblick von Toten, unerwarteter Verlust geliebter Personen — dieses recht oft — plötzlicher Vermögensruin u. ä. m., die das Leiden zum Ausbruch bringen. Dasselbe wird in solchen Fällen für gewöhnlich durch Herzklopfen eingeleitet . . Ausser dem plötzlichen moralischen Shock können auch längere Zeit einwirkende Gemütsbewegungen, wie eheliche Zwistigkeiten, unglückliche Liebesaffären, Nahrungssorgen, finanzielle Verluste, Kummer über chronische Gebrechen, Aufregungen zur Kriegszeit, geistige Ueberanstrengungen etc. die Basedow'sche Krankeit hervorrufen."

Wynne Foot illustriert einen ähnlichen Zusammenhang an mehreren Fällen.

Auch über Myxödem auf psychischer Grundlage ist berichtet worden.

Dass Migräne vielfach unmittelbar nach Gemütserregungen, besonders Aerger, auftritt, ist bekannt. Bei Neuralgieen können Gemütserregungen als auslösende Momente fungieren. Auch sei an die seltsame Thatsache erinnert, dass manche Verletzte bei Erregungen Schmerzen in ihren Wunden fühlen (die demnach dann in Bezug auf sensorische Reize „loci minoris resistentiae" darzustellen scheinen) —, dass Zahnleidende bei gleicher Gelegenheit Schmerzen in dem empfindlichen Zahn bekommen; (Zahnschmerzen auf psychische Erregungen treten besonders leicht ein bei Patienten, die früher einmal an Trigeminusneuralgie gelitten haben). —

Steigerung der Sehnenreflexe bei Hysterischen und Neurasthenischen nach seelischen Erregungen will Longard gesehen haben. —

Die bekannten Beziehungen der Gemütserregungen zu den verschiedenen Arten von Tremor seien gleichfalls angedeutet. —

Kurzum: wir haben in den Nervenkrankheiten ein für das Studium der ätiologischen Einflüsse von Gemütserregungen besonders fruchtbares Gebiet vor uns (im Grunde müssen ja alle psychischen Wirkungen primär „Nerven"wirkungen sein).

Ehe wir dieses Gebiet verlassen sei eine Nervenwirkung seelischer Erregungen noch gesondert angeführt: ihre Beinflussung der Coordination.

Schon aus der alltäglichen Erfahrung wissen wir, dass Scheu und „Verlegenheit" die Coordination der Bewegungen störend beeinflussen; auch die ungeschickten Bewegungen des Furchtsamen und des Aufgeregten sind am Anfang bereits erwähnt worden. Dass im Gegensatz dazu die Heiterkeit, die Freude, die Coordination der Bewegung erleichtert, ist gleichfalls Sache täglicher Erfahrung. Dieselben Wirkungen haben nun die gleichen Affekte auf die Coordination in Krankheiten. Wir wissen, dass die Ataxie der Tabiker unter dem Einfluss von Gemütserregungen sehr wesentlichen Schwankungen unterliegen kann: während deprimierende Erregungen den ataktischen Zustand wesentlich verschlimmern, wirken freudige Errregungen günstig ein, — die Bewegungen werden sicherer. (Wir erinnern uns hier an einen bereits deutlich ataktischen Tabiker, welcher eines Tages plötzlich eine so verblüffende Euphorie und zugleich damit eine so auffällige Besserung aller seiner Bewegungen aufwies, dass von vornherein schon die Sache eigentlich

nicht ganz mit rechten Dingen zugehen konnte. Der Patient, der bis dahin ständig — und nur zu motiviert — gedrückter Stimmung gewesen war, der immer nur geklagt hatte, schwamm auf einmal „im siebenten Himmel": „Ich bin völlig gesund". Es zeigte sich die Ursache der unheimlichen Besserung sehr bald: zu der Tabes war eine Paralyse hinzugetreten, deren bekanntes erstes Stadium nun auf dem Umwege der Hypereuphorie zugleich auch jene so auffallende Besserung der Coordination zustande gebracht hatte). Solche Erscheinungen beweisen ja, wie sehr wir bei der Coordination den Einfluss der Hirnrinde in Anschlag zu bringen haben.

Zu erwähnen wäre anhangsweise beim Nervensystem endlich noch der eigentliche Schrecktod, der (bei Ausschaltung aller Fehlerquellen) wiederholt einwandfrei beobachtet worden ist, und der freilich seltener auf direkte Gehirnwirkung, als auf eine akute blitzartige Herzlähmung zurückzuführen sein mag*). Eine andere Form des plötzlichen Todes, welche besonders in höheren Jahren in direktestem Anschluss an eine Gemütserregung (auch freudiger Natur, Jubiläen) nicht selten auftritt, ist allerdings auf eine Arteriosklerose des Gehirns, also auf die später zu erwähnenden Gefässveränderungen zurückzuführen (Apoplexie). Schliesslich kann ein organischer primärer Herztod unter Anderm aber bei vorhandener „gleichgiltig wodurch immer bedingter", Herzverfettung entstehen, indem „heftige Gemütsbewegungen eine Herzruptur veranlassen, und zwar ebenso Kummer und Verzweiflung wie Freude und Glück" (Nussbaum). Lenhossek berichtet so von

---

*) Indessen sind auch Fälle von wirklichem Gehirntod durch plötzlichen Schreck oder starke Erregung beschrieben worden. In einem Falle von Jasinski-Lemberg z. B. (13jähriges Mädchen, das unmittelbar in der starken Erregung über eine körperliche Züchtigung starb) ergab die Sektion als alleinige Todesursache starke aktive Hyperämie des Gehirns und seiner Häute (Berl. Klin. Wochenschr. XXX. 34. 1888).

Fälle von Tod durch shokartige Herz- und Respirationslähmungen infolge Gemütserregung citiert Krafft-Ebing: Hofmann, Lehrb. der ger. Med., 2. Aufl., p. 693; Schauenstein, Maschka's Handbuch der ger. Med., 2. Halbb., p. 809. — S. auch Montelti: Virchow-Hirsch 87, I, 505. — Lenhosse, der viele Fälle von Schrecktod citiert, sah u. a. ein zweimonatliches Kind durch plötzlichen Schreck infolge des Schalles einer Trommel sterben. Albert citiert den Fall eines jungen Menschen, der bei der auf seinem Leibe mit dem Finger (zu Demonstrationszwecken) vorgenommenen blossen Markierung einer Operationslinie vor Schreck starb.

einer durch die Sektion bestätigten Herzruptur bei Philipp V, der vor Schreck über die Besiegung der Spanier bei Placenz starb. Der Verdacht auf eine solche latente Herzaffektion wird wohl bei den meisten Fällen von Schrecktod vorliegen dürfen. —

Wir verlassen nach diesem kurzen Streifblick die Wirkungen der Gemütserregungen auf das Nervensystem und kommen zu Punkt 2, ihrer Wirkung auf die Körpermuskulatur.

Wir sind uns wohl bewusst, dass diese Abgrenzung eine willkürliche ist, (umsomehr als ja natürlich auch jene Wirkung auf die Muskeln primär immer wieder nur eine solche auf die motorischen Nerven ist). Indessen haben wir uns zu dieser Abtrennung entschlossen, um hier auf die Möglichkeit eines indirekten Zusammenhanges der Gemütserregungen mit einer Krankheit hinzuweisen: — der Phthise.

Wir haben es oben als Thatsache hinstellen dürfen, dass, wie excitierende Affekte den allgemeinen Muskeltonus erhöhen, deprimierende Affekte den Muskeltonus herabsetzen. Wir haben von der gebückten zusammengesunkenen Haltung und der Bewegungsunlust gesprochen, welche die Apathie bei der chronischen „Trauer“ begleitet. Wir möchten nun nicht für ausgeschlossen halten, dass bei dieser gebückten Haltung und bei der instinktiven Abneigung aller Traurigen gegen jede ausgiebige Bewegung überhaupt die Circulations-Verhältnisse auch für die Brustorgane im Ganzen schlechtere werden. Die Verringerung des allgemeinen Muskeltonus trifft ja nebenbei auch die Atemmuskeln; der Brustkorb hebt sich nicht genügend, die Atmung ist weniger ausgiebig, die Lufterneuerung mangelhaft, (besonders im Nachteil bleiben infolge ihrer Form und anatomischen Lagerung immer die Lungenspitzen.) Nehmen wir zu dieser gebückten Haltung, zu der schlafferen Atmung, noch die weiter unten zu besprechende herabsetzende Wirkung deprimierender Gemütserregungen auf Appetit und Verdauung und damit auf die Gesamternährung, nehmen wir dazu eine gleichfalls dann oft folgende langsame Schwächung des Herzens — so müssen wir zugestehen, dass das Zusammentreffen all dieser Umstände das Zustandekommen einer Lungentuberkulose doch wohl zu begünstigen imstande wäre. Besonders in der Pubertätszeit, als der Hauptentwicklungszeit für die spätere Dauerform von Skelett und Körpermuskulatur, mögen deprimierende Gemüts-

erregungen auf allen den angedeuteten Umwegen von Haltung, Ernährung etc. die Disposition zur Phthise erhöhen können.

(„Skelett“: die Formentwicklung der Knochen hängt ja sehr wesentlich vom Periostreiz durch Thätigkeit der auf sie wirkenden Muskeln, vom Muskelzug, demgemäss also auch vom Grade des latenten Muskeltonus ab.

Kummer, Gram, Gedrücktheit, vielleicht auch durch beklemmende Verhältnisse bedingte chronische Furcht — mit ihren starken Gefässeinflüssen und den damit möglichen Entwicklungshemmungen — können, von Erkrankungen ganz abgesehen, auf diese Weise dem ganzen Körper für später ihren Stempel aufdrücken, ja vielleicht eine ganze „Rasse“ charakteristisch prägen; Entwicklung des Sklaventypus?)

Derartige Dinge sind statistisch natürlich kaum zu entscheiden. Indessen würden wir doch die Annahme für nicht zu weitgehend halten, dass — bei gleichen äusseren Verhältnissen — der absolute Tuberkuloseprozentsatz etwa unter hundert durch chronische Trauer gedrückten Menschen ein grösserer sein möchte, als unter hundert freien heitereren Menschen.*) Ein Fall von Tuberkulose, den wir bei einem stets gesunden und durchaus nicht phthisisch gebauten oder hereditär veranlagten jungen Manne auffallend rasch im Verlaufe einer ihn ausserordentlich mitnehmenden „unglücklichen Liebe“ entstehen sahen, hat uns über die Möglichkeit eines derartigen Zusammenhanges einmal recht ernst nachzudenken veranlasst. Von „Beweis“ durch einen solchen Fall soll natürlich keine Rede sein.

Lassen wir aber selbst die Möglichkeit direkter ursächlicher Beziehungen von Gemütserregungen zur Phthise bei Seite, so scheint uns eine Wirkung der Affekte beim phthisischen Prozess nicht bezweifelbar, die wir gleich hier einfügen wollen —: ihre eventuelle Rolle als Provokateur einer Blutung (noch häufiger als Erreger einer Nachblutung). Auf die enormen Blutdruckschwankungen, welche die Affekte mit sich bringen, kommen

*) Eine für solche Fälle naheliegende Fehlerquelle: dass jene „Trauer“ schon Symptom einer schlechten Konstitution, wie diese „Heiterkeit“ nur Ausdruck einer guten physiologischen Anlage sei (Engbrüstige sollen selten heiter sein), kommt für den hier hypothesierten Fall motivierter Erregungen nur beschränkt in Betracht.

wir weiter unten noch zu sprechen; dass solche Blutdruckschwankungen gerade im Falle einer Hämoptoë ausserordentliche Gefahren in sich bergen, ist klar. Dahingehende Erfahrungen werden ja der Vorsicht zu Grunde liegen, bei Lungenkranken, die eine Blutung gehabt haben, wenn möglich, gar keinen Besuch von Anverwandten u. dergl. vorzulassen; (allein in dieser, auch sonst häufig befolgten ärztlichen Vorsichtsmassregel wäre nebenbei ein Ausdruck der Thatsache zu sehen, dass Gemütserregungen doch ganz allgemeiner Erfahrung nach auf Krankheiten verschlimmernd müssen wirken können). Die verschlimmernde Wirkung von Gemütserregungen auf einen bereits bestehenden tuberkulösen Prozess ist unzweifelhaft nachgewiesen: Koths sah beim Bombardement von Strassburg wiederholt Hämoptoë sowie Verschlimmerungen einer Lungentuberkulose unter dem Einflusse von Schreck und Furcht entstehen.

Auch Cornet hat angegeben, dass psychische Erregungen auf den Verlauf der Lungentuberkulose wesentlich einwirken können.

Wir wollen übrigens beim Einflusse von Gemütserregungen auf die Phthise zum Schluss nicht ganz unerwähnt lassen, dass ein solcher Zusammenhang hypothetisch auch auf viel einfacherem (Nerven-)Wege als dem von uns angegebenen sich vollziehen könnte. Ein amerikanischer Arzt fasst die Phthise als eine durch primäre Erkrankung der Nervi vagi hervorgerufene Affektion auf und behandelt sie dementsprechend; angeblich mit Erfolg. Wäre jene Theorie richtig, so würde damit der Zusammenhang von Gemütserregungen und Tuberkulose als ein viel näherer begreiflich geworden sein.

Es möge hier nur noch eine andere Lungenerkrankung angeschlossen werden, bei welcher ein gelegentlicher Zusammenhang mit psychischen Erregungen plausibel erscheint: das Emphysem. Bei Angstzuständen Geisteskranker ist eine akute Lungenblähung beobachtet worden, welche zugleich mit den übrigen Erscheinungen der Angst auch ziemlich rasch wieder zurückging. Die Möglichkeit, dass häufige exaltierte Angstzustände so einmal bleibende Elasticitätsverluste des Lungengewebes nach sich ziehen können, ist nicht auszuschliessen. Auch auf dem Umwege über gehäufte Anfälle des Asthma nervosum — welches ja seinerseits psychisch provocierbar ist — könnte Emphysem infolge seelischer Erregungen, entstehen. (Nussbaum.)

Wenig bekannt dürfte sein, dass auch das Auftreten von Pneumonie nach heftigen Gemütserregungen mehrfach beobachtet ist. Sehr bemerkenswert war die hochgradige Beteiligung des Gehirns in zwei dieser Fälle (furibunde Delirien). — Ueber Pneumonie nach seelischen Depressionen hat Riesell berichtet. —

Wir kommen zur dritten Gruppe: den Wirkungen der Gemütserregungen auf Herz und Gefässe. Es ist a priori schon wahrscheinlich, dass — wenn wir vom Nervensystem absehen — besonders mit diesem Gebiete eine Domäne für körperliche Schädigungen durch die Affekte gegeben sein wird. Gerade das Herz ist es ja, welches fast bei jeder Gemütserregung zuerst in Mitleidenschaft gezogen wird und auf dessen Affizierung manche von den markantesten Folgeerscheinungen der Affekte vielleicht erst sekundär zurückzuführen sind. Das Herz schlägt „höher" bei der Freude, es schlägt schneller bei der Furcht; seine Erregung ist eine so prompte „Begleit"erscheinung der Gemütsbewegungen, dass wir uns nicht wundern dürfen, in einer früheren Zeit naiverer Auffassung, Herz und „Seele" bekanntlich geradezu identifiziert zu sehen.

Das Herz ist ein Hohlmuskel, der durch dünne Nervenfäden mit dem Gehirn zusammenhängt und daher bei jeder Gehirnerregung in Mitzuckungen gerät (wie der am Kupferdraht aufgehängte Froschschenkel Voltas bei der Berührung mit dem Eisengitter). Je mehr Erregungen auf das Gehirn einstürmen, desto mehr Impulse gehen, wie in eine „Nebenschliessung" an das Herz ab. Das Herz treibt das Blut durch den Körper. Die Kraft, mit der dies geschieht, hängt wesentlich von der Stärke der Zusammenziehung des Herzmuskels ab. Diese Contraktionsenergie aber schwankt mit den Erregungen, welche das Herz vom Gehirn aus treffen. Mit diesen Erregungen allein schwankt demnach schon der Blutdruck in den Gefässen. Die Blutversorgung in den Organen kann durch Erregungen vom Gehirn aus beeinflusst werden.

Mit diesen wenigen Sätzen haben wir — schematisch — auch zugleich das Programm der zu erwartenden Störungen aufgestellt; schematisch: wir werden auf den antagonistischen Faktor beim Blutdruck, den Widerstand in den Gefässen, bald zurückzukommen haben.

Eins ist bei dem angedeuteten Zusammenhang von vornherein kaum zweifelhaft: dass seelische Erregungen bereits be-

stehende Herzkrankheiten werden verschlimmern können. Solche plötzlichen Verschlimmerungen können zum Exitus führen; es ist leider nicht gar so selten, dass der schwache Herzmuskel, dem man durch absolute physische Ruhe eine leidliche Erholung zu schaffen versuchte (und vielleicht auch hätte schaffen können), durch ein unglücklich intercurrierendes psychisches Trauma den letzten Stoss erhält.

Aber wir meinen, dass man bei der Annahme pathogener Wirkungen der Affekte auf den Herzmuskel gerade getrost weiter gehen kann. Es ist klar, dass der Herzmuskel umsomehr in Anspruch genommen wird, je mehr abnorme Reize auf ihn einwirken. Das Herz eines Menschen, der ständig unter dem Einfluss excitierender Eindrücke steht, wird von Erregung zu Erregung gehetzt. Die Schlagzahl des Herzens, die besonders bei ängstlichen Erregungen excessiv in die Höhe gehen kann, wird dann immer von Neuem weit über die Norm hinauf getrieben, das Herz kann die doppelte, ja die dreifache Zahl Kontraktionen in der Zeiteinheit zu machen haben, als der Regel entspricht. Bedenken wir, dass ständig gespannte ängstliche Erwartung, dass das fortwährende Hineingejagtwerden von einem Affekt in den andern (wie es in manchem Berufe und in manchem persönlichen Schicksal vorkommt) chronisch gleichsam an einem Herzen zerrt, dass das Herz hier ständig an seinen Nerven hin und her „zappelt" — so wäre es eigentlich sonderbar, wenn ein solches Herz, welches vielleicht das doppelte Quantum seiner natürlichen Arbeit zu leisten hat, nicht viel eher erlahmen (ermüden) würde, als ein Herz unter ruhigen äusseren Verhältnissen. Wir meinen daher, dass z. B. die schlecht „Myocarditis" genannte Herzmuskelerkrankung unter dem ständigen Einfluss von Affekten sich leichter und häufiger wird ausbilden können; mehrere uns bekannte Fälle der Art, die sich im Anschluss an länger dauernde schmerzliche Erregungen entwickelten, möchten wir — auch bei Berücksichtigung aller Fehlerquellen, wie einer besonderen „Anlage" — diesen psychisch entstandenen Herzaffektionen zugesellen. (Mit der „Anlage" wäre hier wie überall ja nur zugegeben, dass jedenfalls die ganze Kategorie von Menschen dieser Anlage eben unter solchen Umständen erkranken kann; wie weit verbreitet aber eine derartige Anlage bei der grossen Herzerregbarkeit der meisten Menschen sein mag, darüber lassen sich

Schätzungen willkürlich garnicht anstellen.) So ist es verständlich, dass solche Herzaffektionen auch häufiger beobachtet wurden in Zeiten von grossen Massenaffekten (Revolution, Krieg): „je ne suis pas le seul médecin, qui ait pensé, que ces lésions organiques de coeur ont été plus frequentes dans les horribles temps de la revolution, que dans le calme ordinaire de l'ordre social" sagt Corvisart (cit. bei Domrich).

Die Wichtigkeit der Gemütserregungen gerade für Herzerkrankungen ist u. A. von Schott und Lee gewürdigt worden. O. Fräntzel sah schwere Herzstörungen besonders nach starken psychischen Depressionen; (zunächst frequenten, später unregelmässigen Puls, zunehmende Herzdämpfung, schliesslich Hydrops und Ausgang in Tod).

Dass Neurastheniker, — bei welchen Herzsymptome oft so im Vordergrunde stehen, dass wir sie dann besser Cardiastheniker nennen und einen grossen Teil ihrer nervösen Beschwerden auf die primäre Erregbarkeit des Herzens zurückführen können — ceteris paribus Schädigungen der genannten Art in erhöhtem Masse zusgesetzt sein werden, ist augenscheinlich; dass sich so „nervöse" Herzaffektionen durch ständige seelische Erregungen entwickeln können, ist bekannt. Dass solche zuerst nur nervösen Störungen schliesslich in organische übergehen können, muss gleichfalls zugestanden werden; und so ist z. B. auch bei der sogenannten „idiopathischen" Herzhypertrophie — also einer Herzhypertrophie, deren Ursache wir nicht kennen — die wahrscheinliche ätiologische Rolle von häufigen Aufregungen mehrfach gewürdigt worden.*) (Es scheint fast, dass bei Männern mehr Hypertrophie, bei Frauen mehr primäre Myocarditis

---

*) Da auch potenzierte geistige Arbeit (besonders künstlerische), meist eine Arbeit unter Affekten ist, muss auch angestrengte geistige Arbeit gelegentlich solche Wirkungen nach sich ziehen können. Es entwickelt sich hier, wie in anderen ähnlichen Fällen von Gehirn-Organbeziehung, eine Wechselwirkung: die Gehirnerregungen machen das Herz hypertrophisch, das hypertrophische Herz mit seinem oft vermehrten Blutdruck macht das Gehirn reizbarer; ein circulus vitiosus. —

(NB. Bollinger schreibt den Gemütserregungen keine unbedingte Bedeutung für die idiopathische Herzhypertrophie zu, zumal erstere sich erst sekundär von schon bestehenden Herzstörungen abhängen könnten.)

durch seelische Erregungen sich entwickelt, was weniger mit der verschiedenen Qualität dieser Traumen selbst, als mit einer differenten Herzanlage und mit der Verschiedenheit der Lebensumstände zusammenhängen dürfte.)

In der Psychiatrie haben u. A. Karrer und Guislain auf die Möglichkeit des Entstehens von Herzhyperthrophieen durch chronische, besonders ängstliche, Aufregungszustände bei Geisteskranken hingewiesen (Krafft-Ebing).

Koths beobachtete beim Bombardement von Strassburg ausser andern Herzstörungen Angina pectoris durch Schreck.

Selbst akute Dilatationen des Herzens sollen durch heftige Gemütserregungen entstanden sein (O. Rosenbach); eine derartige plötzliche lähmungsartige Erschlaffung des Herzmuskels etwa durch starken Schreck wäre durchaus im Bereich der Möglichkeit, (wenngleich wir den von Strümpell gelegentlich berichteten Fall eines Mannes, welcher nach einem plötzlichen Sturz ins Wasser eine akute Herzerweiterung acquirierte, hierfür nicht als beweisend ansehen würden). Dass sich sekundär an solche Zustände von Dehnung auch symptomatische Herzklappeninsufficienzen*) anschliessen können, ist nicht von der Hand zu weisen.

Gerade beim Herzen, als einem ständig thätigen Muskel, dem Körpermuskel, dem wir willkürlich keine absolute Ruhe gönnen können, müssen ja angreifende Einflüsse „nervöser“ Natur sich besonders schwer rächen; gerade beim Herzmuskel gilt das Wort: c'est le premier pas qui coûte. Wir wissen, wie gerade hier lawinenartig aus unscheinbaren Anfängen heraus die Fortentwickelung eines einmal eingeleiteten Krankheitsprozesses sich vollzieht. Steter Tropfen höhlt den Stein; und jede Systole ist ein solcher „Tropfen“. —

Bedenken wir nun die ungeheure Rolle, die gerade das Herz mit seiner Beherrschung der Gesamtcirkulation bei den Krank-

*) Die Kenntniss der psychischen Entstehung solcher Herzaffektionen ist prognostisch wichtig, insofern gerade solche Affektionen oft in überraschend kurzer Zeit sich noch zurückbilden können. Bei einer Herzuntersuchung unmittelbar nach starken Affekten können die augenblicklichen und vorübergehenden Störungen am Herzen leicht die Erscheinungen einer ernsten organischen Herzerkrankung vortäuschen.



heiten, besonders den Infektionskrankheiten, spielt, so wird uns schon an dieser Stelle klar, wie Gemütserregungen indirekt auch auf den Krankheitsverlauf namentlich bei Infektionskrankheiten einwirken können.[1]

Es ist eine alte Ueberlieferung, dass in Zeiten schwerer Seuchen die Aengstlichen mehr als die Mutigen erkranken (Napoleon hat dies ja durch sein Verweilen bei den Pestkranken in Jaffa ad oculos demonstrieren wollen). „Die Disposition zur Cholera kann durch niederdrückende Gemütserregungen und besonders durch die Furcht vor der Krankheit gesteigert werden.“ Für die Möglichkeit solcher Zusammenhänge hätten wir jetzt schon durch Vermittelung des Herzens eine Stütze gefunden. — Vor Jahren wurden unsre Frage streifende Versuchsreihen an 2 verschiedenen Meerschweinchenserien angestellt, die man beide in gleicher Weise mit demselben Infektionserreger infizierte. Die eine Sorte Tiere wurde ruhig dem Heilungsverlauf der Natur überlassen, die andere Serie wurde auf jede Weise zu erschrecken und in Furcht zu jagen gesucht. Das Ergebnis war, dass der Verlauf der Infektion in der zweiten Gruppe ausserordentlich viel deletärer war als in der ersten. Wenn wir nun auch selbst mutatis mutandis eine solche Erfahrung nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragen können, so haben wir doch damit bezüglich des Einflusses der Gemütserregungen auf den Verlauf von Infektionskrankheiten jedenfalls einen Fingerzeig erhalten. —

Wir erinnern auch bei dieser Gelegenheit noch einmal an die sorgliche und ängstliche Vorsicht, mit der man Fieberkranken jeden Besuch, also jede Erregung, fernzuhalten sucht. Es sind thatsächlich Temperatursteigerungen nach den — für die Empfindlichkeit eines Kranken — unvermeidlich mit solchen Besuchen verbundenen seelischen Erregungen oft mit Sicherheit festgestellt worden; und zwar nicht etwa nur bei Hysterischen, bei welchen Affekte an sich schon die centrale Körpertemperatur steigern können. (Ziehen.)

Gerade bei den Infektionen kommt eben schliesslich fast Alles darauf an, wie lange das Herz aushält; gerade hier kann allein eine starke, unvorhergesehene Erregung in kritischen Stunden der Schwäche den Ausgang herbeiführen, wo andernfalls — bei voller Schonung — das Herz vielleicht aus solcher gefährlichen Zeit sich noch hätte in die Erholung hinüber retten können.

Eine andere, viel direktere Möglichkeit des Einflusses von Affekten auf Infektionskrankheiten soll weiter unten erwähnt werden. —

Die Veränderungen des Herzens unter dem Einfluss der Affekte bedürfen noch sehr des exakten Studiums, dem sie ja im Zeitalter der Röntgenstrahlen teilweise mit der Sicherheit von Messungen zugänglich sind.

Es sind eine ganze Anzahl Fragen zu klären.*) Wir sehen dass jemand im Affekt erblasst: — ja, ist an diesem Erblassen eine augenblickliche Herzschwäche schuld, infolge deren sekundär weniger Blut in die Blutgefässe hineinkommt, oder beruht es auf einer primären Kontraktion der kleinsten Hautgefässe (wie bei der Kälte); oder — was wahrscheinlich — ist beides der Fall? Ist das Erste der Fall, so wird das augenblicklich geschwächte schlaffere Herz dann den akuten Ueberdruck der vermehrt nachstürzenden Blutmasse zu ertragen haben; (zur Möglichkeit der akuten Dilatation); ist das Zweite oder Dritte der Fall, so wird allein der vermehrte Widerstand im Gefässsystem dem Herzen eine vermehrte Arbeit aufbürden. Es ist klar, dass häufig wiederholte Stösse der Art für die Dauer selbst auf das kräftigste Herz schädigend einwirken können. —

Die Erwähnung des veränderten Blutumlaufs führt uns ungezwungen zur Beeinflussung der Gefässe durch die Affekte.

Dass häufige und starke Affekte häufige und starke Blutdruckschwankungen hervorrufen, hatten wir oben angedeutet. Nun wissen wir aber, dass chronische, oder auch nur häufig wiederholte Erhöhung des Blutdruckes allein die Disposition zu einer sehr ernsten Gefässkrankheit wesentlich begünstigt: zur Arteriosklerose. Die — häufigen vermehrten Stromstössen ausgesetzte — Arterie wird ausgebuchtet, wird ausgedehnt, wird länger, schlängelt sich (da zwischen 2 Punkten von konstanter Ent-

*) Ob die Gefässkontraktion bei deprimierenden Affekten nur die peripheren Gefässe ergreift, oder ob sie sich tiefer ins Körperinnere erstreckt (was anzunehmen), wird für die Arbeit des Herzens sehr wesentlich sein. Die individuelle Ausdehnung dieser Gefässwirkung ist für die Frage der pathologischen Wirkung der Affekte von besonderer Bedeutung.



fernung nur die kürzeste Linie gerade bleiben kann), und verkalkt.*) Wir bekommen alle bekannten Erscheinungen der Arteriosklerose, von denen wir ja die apoplektischen Insulte bereits erwähnt hatten. Dass bei der Arteriosklerose — ausser dem Herzen — oft auch die Nieren leiden (Schrumpfniere), dass also damit schon auch ein indirekter Einfluss der Gemütserregungen auf die Bildung von Nierenerkrankungen bestehen kann, mag bereits an dieser Stelle mit eingeschalten werden. (Wir haben am Anfang bei Besprechung der „Furcht" angedeutet, dass wir auch einen direkteren Einfluss von Gemütserregungen auf die Nieren, entweder unmittelbar auf nervösem Wege oder wahrscheinlicher auf dem Umwege des häufig affizierten lokalen Gefässtonus in der Niere, für empirisch erwiesen halten. Auf solche Zusammenhänge weist ja schon die vielfach beobachtete hysterische Polyurie hin. Begünstigende Momente für die Entstehung einer Nephritis durch psychische Erregungen wäre also auch ohne bestehende Arteriosklerose gegeben. In einer Arbeit von Clifford Albu „On mental Anxiety as a cause of granular Kidney" Brit. med. journ. 10. Februar 1877, sind denn eine Reihe von Fällen als Beweis für die Entstehnng von Nierenatrophie durch Gemütserregungen aufgeführt. — Vorübergehende Albuminurien nach Gemütserregungen sind wiederholt beobachtet worden).

Wie weit eine Wirkung der Gemütserregungen etwa auf hämatopoëtische Organe oder auf Bluterkrankungen bestehen mag, darüber scheint wenig bekannt. (s. S. 87).

Indessen ist immerhin für solche Krankheiten wie die Chlorose eine Entstehung durch starke seelische Einwirkungen — besonders Heimweh — zugegeben worden. Auch für die Leukämie sind Gram und deprimierende Erregungen unter den ätiologischen Faktoren genannt worden; selbst für die perniciöse Anämie. (Hier könnte an Erkrankung auf dem Umwege über

*) Bei dieser schematischen Darstellung — die ausdrücklich nur von einer „Begünstigung der Disposition" spricht — ist von ätiologischen Faktoren nur der Blutdruck erwähnt. A. Fränkel (der die begünstigende Rolle der Gemütserregungen für die Entwickelung einer Arteriosklerose zugiebt) citiert mit Recht andere grundlegendere Faktoren für die Erkrankung; doch sind auch diese selbst z. T. wieder psychisch beeinflussbar.

etwaige Autointoxikation bei den eine chronische Trauer begleitenden Darmstörungen — Obstipation — gedacht werden). —

Wir kommen zur 4. Gruppe körperlicher Folgen der Affekte, ihren Wirkungen auf Magen und Darm.

Der Einfluss der Affekte auf den Appetit ist so allgemein bekannt, dass wir uns auch hier über die erst zu beweisende „Möglichkeit" eines solchen Zusammenhanges bereits glücklich hinausgestellt sehen. Ungemein rasch kann bei seelischen Erregungen die Zunge sich belegen*), ganz akut kann ein Magen-Katarrh im Anschluss an starke Gemütserregungen (bemerkenswerter Weise auch solche freudiger Natur) auftreten. Eine junge durchaus nicht hysterische Dame bekam so einen akuten Magenkatarrh in unmittelbarem Anschluss an die sie stark erregende Stunde ihrer — Verlobung. Ebenso akut und unmittelbar entstand bei derselben Dame später ein Magenkatarrh, als ihr Vater ihr infolge eines Schlaganfalls plötzlich sterbend in die Arme sank.**) Ein uns bekannter, ebenso feinsinniger wie fein„fühliger" Richter bekommt nach jeder starken seelischen Erregung akutes Erbrechen.***) (Bei Gustav IV. von Schweden löste sich so die Erregung über die Szene seiner gewaltsamen Entthronung schliesslich in einem starken Erbrechen.) Von Napoleon erzählt Taine: „En 1806, au moment de partir pour l'armée, quand il dit adieu à Josephine, son attendrissement devient une attaque de nerfs, et l'attaque est si forte, qu'elle s'achéve par un vomissement. . . . Même crise de nerfs et de l'estomac en 1808, quand il se décide à divorcer." — Man hat Veränderungen des Magens

*) Die Zunge ist uns ja auch sonst der Index für den Magenzustand; das Manometer des Magens. Auffallend schnell kann vom Magen aus eine reflektorische Epithelwucherung oben angeregt werden — abgesehen von der am Zungenbelag wesentlich beteiligten Rolle verringerter Speichelsekretion, die ja gleichfalls psychisch beeinflussbar ist, von sekundärer Bakterienansiedlung etc.). — Das (psychisch so abhängige) feine Gefühl des Appetits entstammt der Zungenoberfläche, während das gröbere Organgefühl des Hungers vom Magen angemeldet wird; der vorsichtige Magen sichert sich aber durch den feinen Fühler „Zunge" schon vor kleinen Gefahren. —

**) Wir verdanken die Mitteilung dieses Falles der Güte des ausgezeichneten Geheimrat Sonntag-Uelzen.

***) Starke Erregungen, besonders Aerger und Wut, rufen bei manchen Personen auch ein eigentümliches „Aufstossen" vom Magen aus hervor.

unter dem Einflusse der Affekte direkt gesehen. Schon Beaumont konnte an einem mit einer Magenfistel versehenen Canadier konstatieren, dass sich das Lumen des Magens, das Aussehen seiner Schleimhaut, das von ihm gelieferte Verdauungssekret und die Länge der Verdauungszeit unter psychischen Alterationen veränderte. Bei ärgerlicher Erregung des Kranken sah er wiederholt die Schleimhaut eine abnorme Färbung annehmen, und die Verdauungszeit sich verlängern.

Die oben angedeutete Hemmung der Magensaftsekretion durch starke psychische Erregungen könnte wohl auf einer Säureverminderung infolge lokaler Anämie beruhen (Strümpell), doch halten wir nach unseren obigen Auseinandersetzungen auch einen direkten nervösen Einfluss für durchaus möglich.

Es lassen sich die indirekt möglichen Folgeerscheinungen derartiger, Ernährungsstörungen begünstigender, (pathophiler), Vorgänge in der Magenwand a priori gar nicht übersehen; Ulcus; Carcinom? Talma konnte bei Kaninchen experimentell Magengeschwür durch faradische Reizung des linken Nervus vagus erzeugen, „wenn gleichzeitig der Magen mit Salzsäurelösung durchspült wurde (also eine Saftwirkung zur gleichen Zeit statt hatte).“ Ein Weg zum Verständnis der nervösen Aetiologie jener Erkrankung ist damit gewiesen.

Freilich liegen weitergehende Vermutungen hier bei unserer bisherigen mangelhaften Beachtung und Kenntnis der psychischen Pathogenese vorläufig auf dem grossen Felde der vielen Unbeweisbarkeiten. Dass indessen ein indirekter Zusammenhang selbst zwischen Gemütserregungen und Carcinom schon einmal auszudenken wäre, lehrt eine einfache Schlusskette:

Bei Chlorose und Anämie entsteht häufig Magengeschwür.

Chlorose und Anämie können durch psychische Ursachen entstehen.

Folglich kann Ulcus durch psychische Ursachen entstehen.

Auf dem Boden eines Ulcus kann Carcinom entstehen.

Folglich kann Carcinom durch psychische Ursachen entstehen.

Wenn wir die Prämissen zugeben, werden wir auch die Conclusion gelten lassen müssen.

Naheliegender und unbestrittener ist die Abhängigkeit besonders der Sekretions-Neurosen des Magens von psychischen Einflüssen. Bei den Patienten mit nervöser Dyspepsie zeigt sich die ungemeine Abhängigkeit der sekretorischen Funktionen des Magens von seelischen Erregungen oft so gesetzmässig, dass man bei einem kranken Börsianer dieser Kategorie vielleicht aus dem wechselnden Salzsäuregehalt fast einen Rückschluss auf das jedesmalige Fallen oder Steigen der Curse ziehen könnte.

Auch die Verbindung einer Neurose mit Katarrh — wie sie uns u. A. schon aus dem häufigen Gebärmutterkatarrh bei der Hysterie geläufig ist — kommt hier in Frage.

Dass ein solcher Katarrh dann seinerseits zu weiteren krankhaften Erscheinungen verschiedener Art führen kann (so kann sich Magendilatation an chronischen Magenkatarrh anschliessen) braucht nicht bemerkt zu werden. —

Bezüglich des Darms (der sich ja prinzipiell vom Magen nicht absolut abtrennen lässt), hatten wir schon früher die Diarrhoen infolge seelischer Erregungen erwähnt. Dass andrerseits Trauer oft Verstopfung macht, ist gleichfalls wiederholt citiert worden.

Auch beim Darm sind es wieder besonders die so polymorphen (motorischen und sekretorischen) Neurosen, für welche psychische Einflüsse eine Hauptrolle spielen; auch hier können dann solche Störungen — chronisch geworden — schliesslich selbst zu schweren organischen Veränderungen Veranlassung geben. Die direkten oder entfernten Möglichkeiten psychischer Einwirkungen für die Pathologie des Darms lassen sich damit gar nicht absehen. Wenn wir bedenken, was die Koprostase allein für mechanische Dispositionen schaffen kann (Perityphlitis; Carcinom?), so haben wir hier bereits einen Fingerzeig für sehr ernste Möglichkeiten, an deren Zusammenhang mit psychischen Erregungen von vornherein wohl kaum gedacht werden würde.

Auch die Anhangsorgane des Darms können ähnlich erkranken. Denken wir daran, dass Circulation und Gallenbewegung (auch die Leberzellen?) nervösen Einflüssen unterworfen sind, dass die psychisch so beeinflussbare Herzthätigkeit und der gleichfalls psychisch abhängige Verdauungsablauf auch auf die Leberfunktionen einwirken können, — so wird uns eine im Volke von jeher anerkannte psychische Entstehung der Gelbsucht (besonders Aerger wird angeschuldigt) weniger unbegreif-

lich erscheinen. Ein „Icterus psychicus" von höchstens 8 Tagen Dauer mit nachfolgender gänzlicher Genesung ist denn wiederholt beobachtet worden; zuweilen trat derselbe fast momentan im Anschluss an die Gemütserregung auf.*) Nicht immer ist der Verlauf ein so günstiger; in einzelnen Fällen soll selbst akute Leberatrophie nachgefolgt sein, (die damit also auch einmal indirekt „psychisch" entstehen könnte). Ein derartiger Ikterus könnte schon auf dem Umwege über Stillstände der Magenthätigkeit bei manchen seelischen Erregungen als „katarrhalischer" Ikterus entstehen; (theoretisch interessanter ist ein psychisch entstandener Ikterus bei offenen Gallenwegen).

Ein — gleichgiltig wodurch hervorgerufener — Katarrh des Magens und Duodenums kann durch die Gallenwege auch auf die Gallenblase übergreifen. Derartige Prozesse auf der Schleimhaut der Gallenblase aber führen wieder zu Zelldetritus, zu erhöhter Produktion von Cholestearin und Kalk (Bilirubinkalk) und können damit zur Bildung von Gallensteinen Veranlassung geben; psychische Ursachen könnten also auch wohl einmal zur Cholelithiasis disponieren.**) Die Anwesenheit von Gallensteinen wieder begünstigt erfahrungsgemäss die Carcinombildung in der Gallenblase; und so fort.

---

*) Potain (De l'ictère emotif) giebt an, dass der nicht unmittelbar nach der Gemütserregung, sondern erst einige Zeit nach derselben entstehende Ikterus der länger anhaltende sei und auch zu schwereren Erscheinungen führe.

Seine Erklärung für den akuten Ikterus — Herabsetzung des Blutdrucks durch Erweiterung der Unterleibsgefässe infolge Gemütserregung, bei gleichzeitiger Füllung der Gallencapillaren — ist von anderen Autoren durch eine für heftige Gemütserregungen hyprothesierte Erhöhung des Gallendrucks modifiziert worden. (Laborde und Lépine.)

Für den erst später nach dem Affekt auftretenden Ikterus nehmen auch diese Autoren zunächst eine primäre Sekretionsschwächung im Verdauungskanal, an, der sich dann sekundär eine zum Ikterus führende Infektion der Gallenwege vom Darm her anschliesse. —

Einige Fälle von Ikterus infolge Gemütserregung sind von Wynne Foot berichtet worden. —

**) Bemerkung während des Druckes: Neuerdings vertritt Rob. Glaser eine neurogene Theorie der Cholelithiasis, nach welcher es sich dabei um primäre Funktionsstörungen, besonders der sympathischen Sekretionsnerven der Leber handelt, die zur relativen Ueberbildung von Cholestearin

Eine durch Cholelithiasis begünstigte Einwanderung von Mikroorganismen könnte selbst einmal dem Pancreas gefährlich werden, zu infektiöser Pancreatitis führen. Immer wieder wird ersichtlich, wie ungeahnt weit die Kette von Wirkungen sich ausdehnen kann, deren Anfangsglied psychische Ursachen gebildet haben. Ob es angeht, entferntere Möglichkeiten der Art ohne Weiteres als „Paradoxieen" zu refüsieren, soll am Ende dieses Abschnittes gestreift werden. —

Am Schlusse der Betrachtung über die Wirkungen der Gemütserregungen auf die unwillkürliche Muskulatur mögen schliesslich ihre aus der Gynäkologie bekannten Wirkungen auf den Uterus und seine Gefässe erwähnt werden. Fälle von Amenorrhöe, Dysmenorrhöe, Metrorrhagieen durch psychische Einflüsse sind oft beobachtet worden. Weitergehende ernste Erkrankungen der Gebärmutter auf dem Umwege über primäre lokale Gefässaffektionen, Ernährungsstörungen, Schleimhautkatarrh etc. sind nicht auszuschliessen. Aborte nach plötzlichen seelischen Erregungen sind sicher konstatiert; (ob solche Aborte indessen bei völlig intakter Schleimhaut und bei völlig gesundem Cor stattfinden können, stehe noch dahin.)

Von F. Weber wird besonders die Blasenmolenschwangerschaft mit heftigen Gemütserschütterungen und moralischen Depressionen im Beginn der Gravidität in Zusammenhang gebracht; es könnte dabei zu einer „veränderten Blutbeschaffenheit kommen*), durch welche entzündliche Ablagerungen auf das Endometrium und ins Chorion bedingt würden".

Schon eine alte Angabe von Hall Davis zählt schliesslich unter den die Geburt selbst hemmend beeinflussenden Momenten auch deprimierende Gemütserregungen auf; ähnliche Beobachtungen wurden später von Pajot, Velpeau, Dubois gemacht (Kohts). Selbst 24stündige Wehenpause durch Schreck ist angegeben worden.

Bei dem Einflusse der Gefässe auf die Ernährung des Uterus und damit auf die Physiologie der Frucht kann theoretisch auch eine Wirkung psychischer Erregungen — Schreck — auf

---

und relativen Verminderung gallensaurer Salze führt. Es folgt Cholestearinausfall, Infektion der Galle, Katarrh, Kalkausfällung, Steinbildung.

*) Thrombose der Vena iliaca und femoralis durch Schreck bei einer 50jähr. gesunden Frau ist von Dowse beschrieben worden. (Sektion).

die Entwickelung der Frucht selbst nicht ausgeschlossen werden. Die Möglichkeit der Entstehung von Entwickelungshemmungen aller Art auf diesem Wege ist a priori nicht abzuleugnen. Von Arthur Mitchell sind so einige Fälle von angeborenen Idiotismus auf heftige psychische Erregungen der Schwangeren zurückgeführt worden.

Hier wäre auch eine Erklärungsmöglichkeit des „Versehens" der Schwangeren gegeben, wenn die beobachteten Formanomalieen des Fötus nüchtern als Entwicklungsfehler, als Hypo- oder Paraplasieen betrachtet, und nicht a posteriori durch eine abenteuerliche Phantasie umgedeutet werden. —

Von den Schwangeren ist uns auch bekannt — womit wir gleich auf die Drüsenwirkungen der Affekte übergreifen, unter denen die Wirkungen auf Thränen-, Speichel- und Schweissdrüsen am geläufigsten sind —, dass die durch Gemütserregungen gesetzten Innervationsstörungen auch die Sekretion der Brustdrüse beeinflussen können. Die blosse Vorstellung des Saugens soll bereits zu Milchsekretion führen können (ein Vorgang, der nach der bekannten Speichelsekretion auf blosse Vorstellung einer angenehm schmeckenden Speise viel von seinem Rätselhaften einbüsst). Mehrfach bemerkenswert ist folgender Fall (Domrich): „Eine 48jährige, hysterische, seit mehreren Jahren nicht mehr menstruierte Frau, welche der sehr schweren Geburt ihrer Tochter beiwohnte, bekam Geburtswehen, Blutfluss aus der Gebärmutter, nach drei Tagen Milchfieber mit Anschwellung der Brüste und Absonderung einer milchartigen Flüssigkeit, welche nach 6 Tagen wieder verschwand."

Unter den seelischen Erregungen soll besonders der Aerger auf die Qualität des Sekrets der Milchdrüsen einwirken können. Wie die Milch dabei im Einzelnen chemisch sich verändert, scheint nicht genau festgestellt zu sein; von alten Untersuchern fanden sie Parmentier und Deyeux wässerig, fade schmeckend, mehr gelblich, L'Héritier stark sauer reagierend (Domrich).

Oft festgestellt ist der toxische Einfluss solcher Milch auf den Säugling (Vidal, Petit-Radel, Berlyn, Levret); man könnte von Psychotoxinen reden. Schon Domrich berichtete, dass in leichteren Fällen „ziemlich konstant mindestens Unruhe, Weinen, Durchfälle" eintraten, dass zuweilen epileptische Krämpfe folgten, dass nicht selten das Kind unmittelbar nach dem Trinken starb.

Convulsionen der Säuglinge infolge starker psychischer Erregungen der Ammen sind auch von Gerhardt citiert worden. —

Ob Affekte — ausser dem erotischen — auf die Geschlechtsdrüsen der Frau wirken können, ist nicht bekannt. Von Männern berichtet Fürbringer, dass krankhafte Samenverluste durch intensive Affekte (besonders Schreck) wiederholt beobachtet worden sind. —

Wir kommen zu den Wirkungen der Affekte anf die Haut. Schon das häufige Erröten und Erblassen, dann der „Angstschweiss“ und die „Gänsehaut“ (eine Wirkung auf die unwillkürliche Muskulatur der arrectores pilorum), das abwechselnde „Kalt- und Warm“werden durch Erregungen zeigen uns, dass solche Wirkungen in ausgedehntem Masse stattfinden. Den Uebergang zu markanteren seelisch entstandenen Hautaffektionen bilden schon einige Fälle von Hysterie, bei welchen u. A. punktförmige spontane Hautblutungen nach Affekten beobachtet worden sind (Keller). Da auch religiöse Ekstase den Boden für die Hysterie vorbereiten kann (Clarke), so begreift sich das Auftreten der „wunderbaren“ Hautblutungen in einigen berühmt gewordenen Fällen (die Stigmatisation des hl. Franz von Assisi und der Luise Lateau an den Freitagen) als zu dieser Kategorie gehörig.

Auch akute Oedeme im Anschluss an einen plötzlichen Affektshok sind beobachtet worden,*) desgleichen Exantheme verschiedener Art. Aus Leloir werden folgende Hautaffektionen nach Gemütsbewegungen citiert: „Lokale Blutleere der Finger aus Angst vor einer Operation; Hyperämie und Blasenbildung auf der Haut nach heftigem Zorn; Urticaria nach Aerger und Zorn; Purpura urticans nach Zorn; Fälle von Ekzem nach Angst und Schreck; drei Fälle ebenso entstandener Psoriasis; Herpes und Pemphigus nach Erregungen“ (meist bei nervösen Frauen).

---

*) Eine junge nervöse Frau gab uns an, stets wenn ihr Kind sich irgendwo am Körper einen Fleck schlage, fast unmittelbar an der entsprechenden Stelle ihres eigenen Körpers „Quaddeln“ zu bekommen (Urticaria?) —

Ein Herr K. berichtet, dass an seinem 8jährigen gesunden Knaben stets 2—3 Tage nach Schreck oder starker Erregung beim Spiel rote Flecken auf der linken Wange auftreten, die dann eitern und nach einigen Tagen abheilen (neurotischer Herpes?)

Letzterer Fall erinnert an einen Fall von Hiller, der bei einer Hysterischen mit Herpes nasolabialis die Eruption nur nach seelischen Erregungen (auch solchen freudiger Art, wie z. B. Einladung zum Ball) eintreten sah.

Selbst Spontangangrän soll so entstehen können. Circulationsunterbrechungen durch andauernde starke Erregungen mit Ausgang in Brand sind von Weiss beschrieben worden.

Bekannter als die Affektionen der Haut sind die Haaraffektionen durch Schreck und andere Gemütserregungen (für die vielleicht gleichfalls schon Cirkulationsstörungen der Haut zur Erklärung herangezogen werden könnten). Der „plötzliche" Haarausfall nach starken Gemütserregungen sei freilich mit Kritik betrachtet; indessen citiert doch selbst Kaposi einen Fall Frédets, in welchem ein 17jähriges Mädchen nach überstandener plötzlicher Lebensgefahr binnen wenigen Tagen alle — auch die Körperhaare*) — verlor, ohne dass diese noch nach zwei Jahren sich wieder ersetzten. Wahrscheinlicher schon wäre das frühe Kahlwerden bei disponirten Personen unter dem Einfluss von dauernden deprimirenden Erregungen. Höchst zweifelhaft ist das „plötzliche" Entfärbtwerden der Haare infolge von Schreck und Angst: „Je connais au moins cinq ou six exemples ou la décoloration a été opérée en moins de huit jours" (Bichat; der sogar dazusetzt: „en une nuit une personne de ma connaissance a blanchi presque entièrement à la suite d'une nouvelle funeste".)

Kurella und Räuber beobachteten Luftentwickelung in allen Kopfhaaren in Fällen von Schreck und epileptischem Aquivalent.

Von Reinhardt und Sander stammt der viel citierte Fall eines idiotischen Mädchens, bei welchem ausser epileptischen Anfällen periodische 8 bis 14 Tage dauernde Excitations- und Depressionszustände auftraten, mit welchen parallel zugleich stets die Haarfarbe — von hellblond bis goldroth und umgekehrt — wechselte. Der Farbenwechsel des (an sich goldblonden) Haares beim epileptischen Anfall und die Rückbildung zur normalen Farbe vollzog sich innerhalb 48 bis 60 Stunden. — Räuber sah bei einem Epileptiker nach dem Anfall das „dunkelblonde Haar sich fuchsig rot färben", wobei es sich gleichzeitig „kräuselte, verfilzte und glanzlos wurde". Die Veränderungen begannen an einer begrenzten Stelle, verbreiteten sich langsam über den Kopf und gingen nach dem Anfall in ca. 8 Tagen wieder zurück.

(Wir citieren den letzteren Fall, um der Bemerkung Raum

*) Der nervöse Haarausfall beschränkt sich überhaupt durchaus nicht immer nur auf das Kopfhaar, (woraus sich schon die Anfechtbarkeit einer rein lokalen Therapie solcher Alopecie ergiebt).

zu geben, dass auch bei dem erstgenannten Mädchen mit Wechsel der Haarfarbe und gleichzeitigem Wechsel der psychischen Zustände möglicherweise beide Erscheinungen auf einer dritten gemeinsamen Ursache, vielleicht einer der Epilepsie zu Grunde liegenden Stoffwechselstörung beruht haben mögen. Der direkte Zusammenhang von jenen psychischen Erregungen und diesen physischen Folgen scheint hier recht fraglich.)

Da bei Ernährungsstörungen der Haut alle Hautgebilde in Mitleidenschaft gezogen werden können, so wäre eine Beeinflussung auch der Ernährung der Nägel durch Gemütserregungen möglich. Centrale Einflüsse auf das Nagelwachstum sind festgestellt. Weyr-Mitchell fand in allen Fällen plötzlicher Hirnlähmungen durch Thrombose oder Embolie das Nagelwachstum aufhören. Esbach sah nach Hemiplegieen eine Verdickung, Krümmung und Verbreiterung der Nägel eintreten. Bei einzelnen schweren Nervenleiden — namentlich Tabes — kommt gänzlicher Abfall der Nägel, bei andern Hypertrophie derselben vor. Angeführt sei auch die Beobachtung von Lejard, der bei einer Zahl Cretins in den Pyrenäen in ganzen Familienreihen, ausser Anomalieen der Haarbildung, Nagelhypertrophie sah.

Direkte Beobachtungen über Ernährungsanomalieen der Nägel durch Gemütserregungen scheinen nicht bekannt. —

Schliesslich wäre auf dem Umwege über gestörte Ernährung, Darniederliegen der Muskelfunktionen bei chronischer Depression, Cirkulationsanomalieen, nervöse Einwirkungen auf vasomotorische und Periost-Nerven u. s. w. auch eine Wirkung der Gemütserregungen auf das Knochengewebe nicht unmöglich; centrale Beeinflussungen des Knochenwachstums, der Knochenernährung — es sei nur an die abnorme Knochenbrüchigkeit bei gewissen Geisteskranken erinnert — sind ja vielfach beschrieben. Ob Gelenkaffektionen „plötzlich“ psychisch entstehen können, bleibe dahingestellt; (Arthritis nodosa durch Schreck will Koths gesehen haben.) Wie weit etwa die Knorpelernährung psychisch beeinflusst werden kann, ist unbekannt.

Auf ähnlichen Umwegen wie die der Knochen könnte auch die Ernährung der Zähne durch langdauernde deprimierende Erregungen leiden; hier käme ausser den genannten Momenten besonders noch die lokale Verringerung der Speichelsekretion mit allen ihren Folgen in Betracht (wie sie von den Melancholikern schon aus der Psychiatrie her bekannt ist).

Kurz, wie wir eingangs bemerkten: schwer wird sich eine Wirkung psychischer Erregungen auf irgend ein Körpergewebe von vornherein als gänzlich „unmöglich" ableugnen lassen. —

Wir haben nur einige von den psychogenen Möglichkeiten aufgezählt. Vollständigkeit kann hier nicht erreicht und sollte nicht angestrebt werden. Viele interessante Thatsachen sind übergangen worden; so: dass Gemütserregungen die Inkubationszeit bei Infektionen (Typhus) beeinflussen; dass sie u. A. den Ausbruch des Exanthems bei der Lues beschleunigen; dass sie den glaukomatösen Anfall hervorrufen können; dass sie das Eintreten eines Gichtanfalles beschleunigen können (s. indessen unten); dass sie die Harnsäureauscheidung beeinflussen; dass sie einen Diabetes*) anregen und in seinem Verlauf beeinflussen können; dass sie auf die Wundheilung und Eiterbildung wirken (im Kriege sollen die Wunden der Sieger rascher und besser heilen als die der Besiegten) u. s. w. u. s. w. Wir haben ja das Problem nur markieren wollen. Dabei sind vorwiegend die direkten Wirkungen der Gemütserregungen berücksichtigt worden; das grosse Heer ihrer indirekten Wirkungen blieb im Hintergrunde.

Wie Gemütserregnngen zunächst nur zu allgemeinen Constitutionsstörungen führen können, die aber ihrerseits dann schwerere lokale und Organ-Erkrankungen nach sich ziehen, wurde oben gestreift. Wie Gemütserregungen zu gewissen Lastern und schädlichen Gewohnheiten führen können (Alkohol), die dann ihrerseits ernste Erkrankungen im Gefolge haben, wäre Gegenstand eines besonderen Buches. Dass auch lange andauernde Leiden selbst einmal Gegenstand deprimierender Gemütserregungen werden können, dass so die ständige Furcht vor einem körperlichen Schmerz eine an sich schon schädliche Gemütserregung darstellt, sei nebenbei erwähnt. Dass bestimmte Gemütserregungen vielleicht als specifische Vorläufer von bestimmten Krankheiten auftreten und damit eine Art symptomatischer Bedeutung erlangen können, wurde oben angedeutet. Auf die nahe Berührung unseres Themas mit dem anderen: körperliche Erkrankungen bei den verschiedenen Geisteskrankheiten, wurde gleichfalls andeutungsweise hingewiesen.

Die Physiologie und Pathologie der Gemütserregungen ist eine ganze eigene Wissenschaft und wird, den einzelnen Affekten

*) — auch D. insipidus (Fall von Delpierre durch Schreck, von Scholz durch Kummer, von Külz durch Ekel verursacht).

entsprechend, den Stoffwechsel und die Pathologie des Zorns, des Aergers, der Angst u. s. w. gesondert zu studieren haben. Es könnte sich vielleicht dabei herausstellen, dass Aerger mehr zu Magen- und Leberleiden, Kummer und Gram mehr zu Lungen- und Herzleiden, Wut zu Gicht und Arteriosklerose disponiert; als vermittelnd zwischen „Ursache“ a und „Folge“ b wird, wie auch sonst in den Naturerscheinungen, oft eine dritte gemeinschaftliche Grundlage c zu berücksichtigen bleiben. Manche unter ständig wechselnden Affekten stehende Berufe könnten als spezifisch pathogen herangezogen werden (Börsianer-Diabetes). Auch auf die Beziehung der Gemütserregungen zur Lebensdauer könnte hingewiesen werden, wobei einerseits an die Langlebigkeit der Pfarrer und Philosophen, andererseits an die statistisch nachgewiese Lebensverkürzung bei den Aerzten zu erinnern wäre. Es wäre ferner zu eruieren, ob nicht etwa die Frauen prozentualisch häufiger durch seelische Ursachen erkranken als die Männer, was dann eine grössere nervöse Disposition bei den Frauen voraussetzen liesse. Die Form- und Stoffwechsel verändernden Wirkungen der Gemütserregungen würden über eine etwaige schon keimverändernde Wirkung derselben nachdenken lassen (wobei selbst die hypothetische Rolle der Gemütserregungen vor und während des Zeugungsaktes kritische Abschätzung verdiente). Die Vererbung der Anlage zu Gemütserregungen käme weiterhin in Betracht. Ihre Beziehung zu gewissen nervösen Erkrankungen, ihre grössere Häufigkeit gerade in „nervösen“ Familien würde auf ihr etwaiges generationsweises Alternieren mit in solchen Familienreihen besonders häufigen Krankheiten, wie bestimmten Stoffwechselstörungen, achten lassen; (das Alternieren solcher gleichsam „symptomatischen“ Krankheiten selbst in den auf einander folgenden Generationen eines Stammes ist zu wenig studiert). Der in der ersten Generation vielleicht nur als Anlage „zur Gemütserregung“ sich aussprechende Stoffwechsel könnte in einer folgenden schon zum abnormen Stoffwechsel einer Krankheitsanlage geworden sein; was beim Grossvater noch cholerisches Temperament war, kommt beim Enkel bereits als Gicht zum Ausdruck.

Selbst eine Racen- und Typusverändernde Rolle der Gemütserregungen bei dauernd verfolgten, gehetzten und gedrückten Völkern liesse sich nach langen Zeiträumen solcher seelischen Einwirkungen durchaus vorstellen, und würde sich nach Ablauf

vieler Generationen auch in gewissen, bei solchen Racen dann besonders häufigen Krankheiten äussern können (Juden und Diabetes). Der verschiedene „Nationalcharakter" an sich könnte gleichfalls eine Verschiedenheit auch der Anlage zu bestimmten Krankheiten begünstigen.

Gemütserregungen könnten selbst vor langen Zeiten einmal bei der Entwickelung der Arten eine Rolle gespielt haben, indem etwa die Furcht die Entwickelung an sich schon nicht sehr standfester Arten im Sinne der Verkümmerung beeinflusste, der Mut mit seinen stärkeren Muskelactionen, der besseren Beute, der damit besseren Ernährung etc. andern Arten wieder zu stärkerer Ausbildung verhalf. (Wie umgekehrt die physiologische Schwachheit auch erst furchtsam „macht", wurde früher angemerkt. Die Schwachen sind furchtsam. Die — zu Flucht und Versteck antreibende — Furcht ist hier Instinkt der Selbsterhaltung).

Die Reihe der sich aufdrängenden Fragen ist endlos. Der Problemhydra wachsen stets neue Köpfe. Der therapeutische Hypnotismus drängt sich auf. Selbst der vielgeschmähte Volksaberglaube würde bei den oft ans Wunderbare grenzenden Wirkungen psychischer Erregungen zu einigem Rechte kommen können. Bedenken wir die seltsamen oben angedeuteten vasomotorischen Einflüsse, die oft lokal projicierten Wirkungen psychischer Erregungen — zu denen ja auch die „Einbildung" gehört — so verliert das Verschwinden von Mälern und Warzen durch „Besprechen" sein Unmögliches; nur werden die „Wunder" des Kurpfuschertums freilich von der Wunderkraft des Heilenden auf die Wunderkraft im Innern des Patienten zurückgeschoben. Die Quelle von Lourdes ist nur ein Symbol —*). Aber auch auf finsterere Seiten des Aberglaubens fällt einiges Licht. Furcht- und Grauen erregende Vorstellungen allein können krank machen (die Hydrophobia imaginatoria des Mittelalters): der düstere Glaube an die schlimme Wirkung des mal'occhio allein lässt also solche gelegentlichen bösen Wirkungen nicht unmöglich erscheinen — freilich nur dort, wo jener bange Glaube von früh an Wurzel gefasst hat.

---

*) Hier kommt die Massensuggestion, eine psychische Masseninfektion, die Macht des Beispiels dazu; der Glaube des Nachbars unterstützt den eigenen. Dazu wirkt eine seelische Ableitung, die vorübergehende Verdrängung krankhafter Empfindungen durch das einzige überwältigende Gefühl religiöser Inbrunst.

Und so liessen sich noch manche wunderbaren Thatsachen aus der Geschichte des Aberglaubens als Beiträge zu unserem Thema anführen. Eine Frage wächst dabei immer ernster und mahnender vor uns in die Höhe; die Frage: Was ist unmöglich? . . .

Wir wollen nicht zu weit von unserm Wege abkommen.

Eine einzige theoretische Ueberlegung zeige uns noch, zu welchen Möglichkeiten wir schon allein auf Grund unserer früher skizzierten physiologischen Anschauung vom Einflusse des Gehirns auf die körperlichen Funktionen gelangen können.

Wir hatten oben nur aus rein didaktischen Gründen die schematische Einteilung der psychisch entstandenen Krankheiten nach Organgruppen vorgenommen. Aus unseren ganzen Betrachtungen geht hervor, dass wir uns so „abgehackt" in Wirklichkeit weder den Modus der physiologischen, noch den der pathologischen Wirkungen der Affekte vorstellen. Der menschliche Körper ist kein mechanisches System, kein Nebeneinander von getrennten starren Apparaten, sondern ein „Organismus", ein Ganzes von (nach den verschiedenen Organen und Geweben nur sehr verschiedentlich differenzierten) Zellgruppen. Alle diese Zellgruppen stehen entweder direkt oder indirekt mit einander in Beziehung. Von jeder Stelle des Körpers kann möglicherweise eine Wirkung auf jede andere Stelle des Körpers ausgehen. Der Tonus der Hirnrinde schon beeinflusst, wie wir angedeutet haben, nicht bloss die Nerven, die Muskeln, sondern auch die Organe selbst. Der Hirnrindentonus beeinflusst somit den Stoffwechsel*), der doch nichts anderes ist, als das Ergebnis der Summe aller körperlichen Funktionen. In dieser Erkenntnis aber, die sich ja mit logischer Konsequenz ergiebt, haben wir für die Möglichkeit des Zusammenhanges seelischer Erregungen und körperlicher Krankheitsvorgänge ein Moment von ausserordentlicher Tragweite vor uns. Die sich eröffnenden Perspektiven sind nicht abzusehen. Von dem, was wir Disposition (in anderem Falle auch „Diathese")

*) Schon hier liesse sich die Frage aufwerfen, ob die unleugbare Zunahme gewisser Krankheiten (Carcinom, Perityphlitis), das frühere Eintreten andrer, wie der Gicht, vielleicht mit der veränderten Disposition, dem besonderen Stoffwechsel unserer nervösen Zeit zusammenhängt. —
Wie weit das Nervensystem bei Disposition und Immunität eine heute ungeahnte Rolle spielen mag, ist kaum abzumessen. (Eine einstige aktive Immunisierung vom Nervensystem aus wäre nur Consequenz.)

nennen, entfällt vielleicht nicht selten eine Quote von ungeahnter Bedeutung auf den Einfluss des Gemütslebens; und da die seelischen Erregungen, wie erwähnt, von den angeborenen „Temperamenten" abhängen — was wir uns hirnphysiologisch bei diesem Begriff etwa vorzustellen haben, wurde früher angemerkt —, ergiebt sich unmittelbar die Möglichkeit eines sehr wesentlichen Einflusses der Temperamente auf den Stoffwechsel und die Krankheiten. Die Affekte selbst erweisen sich ja im Grunde nur als Funktionen (Symptome) der „Temperamente", als Folgen einer Hirnanlage zur „Affekterregbarkeit".

Wir haben die sich ergebenden Konsequenzen bereits gestreift. Wir haben angedeutet, dass das cholerische Temperament, wie die „nervöse" Anlage, zu Arteriosklerose, auch zu Gicht disponieren mag; wir glauben aber, auch z. B. Darm-Carcinome häufiger bei Cholerikern gesehen zu haben. Beim „sanguinischen" Temperament mögen Herz-, beim melancholischen Darmstörungen vorwiegen; u. s. w. Es gehen uns aber hier ferner ungeahnte Möglichkeiten über den Zusammenhang eines sehr sensiblen, überfein organisierten, über-reizbaren Gehirns — wie es Künstlern eigen ist — mit bestimmten Gehirn- und Nervenkrankheiten auf. Wir sehen auf einmal eine Erklärung aufdämmern für scheinbar so gänzlich unzusammenhängende Thatsachen wie die, dass Heine und Musset, die beiden sensibeln Weltschmerz-Dichter, auch zugleich beide Tabiker wurden*) (wie Daudet, wie Gogol); dass ein so feuriger Denker und Dichter wie Nietzsche der Paralyse — einer leider sehr typischen Künstlerkrankheit — erlag (wie Maupassant). Wir können an Lenau und Schubert denken — und an viele, viele andere. Dasselbe reizbare Gehirn, welches zu jenen bestimmten künstlerischen Produktionen disponierte, disponiert eben auch zugleich zu leichterer specifischer Erkrankung. Der oft „volkstümlich" verflachte Zusammenhang von „Genie und Wahnsinn" erscheint in seinem wahren Lichte; der geniale Affekt — die Ursache der so gar nicht „bürgerlichen", abnormen Moral des Genies — und die geniale Produktion, die geniale Idee, sind beide Produkte ein und derselben Hirnrinde.

Die ausserordentlich intimen Beziehungen, welche stets zwischen dem Charakter eines Künstlers und seinen Werken

*) Die Zwischenrolle der Lues mag dabei vorhanden sein; das Luestoxin wirkt indessen nur auf jene veranlagten Nervensysteme.

bestehen — jener rote Faden des Persönlichen, des Erlebten, des in gewissem Sinne immer Autobiographischen, der sich für ein sehendes Auge durch alle künstlerischen Produktionen hindurchzieht —, werden auf einmal blitzartig erleuchtet. Eine Monographie: „Kranke Künstler“ über den Zusammenhang der jeweiligen Erkrankung eines Künstlers und der „Stimmung“ der während dieser Krankheit geschaffenen Werke wäre eine sehr dankbare Aufgabe (und würde, enthielte sie nebenbei entsprechend ausgewählte Porträtbilder, vielleicht einen wertvollen Beitrag zu einer „medizinischen Physiognomik“ abgeben können).

Wir können nicht weiter auf all die reizvollen Probleme eingehen, die sich hier dem Nachdenken eröffnen.

Wir haben den Zusammenhang der Gemütserregungen mit körperlichen Schädigungen plausibel machen wollen. Wir möchten aber zum Schluss noch einmal kritisch bemerken, dass vielfach möglicherweise die besondere persönliche Anlage zu „Gemütserregungen“ und die körperliche Widerstandsunfähigkeit wohl Coeffekte ein und derselben schwachen Keimanlage darstellen mögen. Doch bleibt damit immer nur ein Teil unserer Probleme zur Not zu erklären.

Diese Probleme aber sind empirisch gegeben.

Wir haben oben — und dem soll nun noch ein Wort gewidmet sein — die auffallendsten Möglichkeiten aufgestellt. Wir haben Menschen aus unglücklicher Liebe schwindsüchtig werden, wir haben junge Mädchen aus Heimweh chlorotisch werden und dann Magengeschwür bekommen sehen; ja wir haben im Hintergrunde noch weit krassere Erkrankungen, selbst Carcinome, als psychogen entstanden auftauchen lassen. Unsere rein theoretische Spekulation führte uns da zu Resultaten, die paradox erscheinen. Gerade darum wählten wir so extreme Beispiele. Es ist schliesslich nichts als ein Vorurteil langer Gewohnheit, wenn sich unsere spezifisch einseitig eingeschulte ätiologische Betrachtungsweise misstrauisch dagegen sträubt, der unerbittlichen Logik das b zuzugeben, nachdem sie ihr das a einmal hat concedieren müssen. Wir haben zugestehen müssen, dass Katarrhe der Verdauungswege auf psychische Ursachen hin entstehen können; wir wissen, dass solche Katarrhe zu den oben geschilderten Folgeerkrankungen Veranlassung geben können, — folglich können psychische Erregungen in weiterer Linie also auch diese Erkrankungen verursachen. Ist der Katarrh erst da — gleichgiltig, auf welchem Wege

er entstand —, so werden ja dann natürlich auch alle Folgeerscheinungen eines solchen Katarrhs entstehen können. Die Ursachenkette geht wie überall mechanisch fort, wenn sie einmal angefangen hat. Nichtsdestoweniger wollen wir zunächst gar nicht recht „heran", die unabweisbare Konsequenz zu ziehen, dass somit jene psychischen Ursachen auch diese weitergehenden Krankheiten hervorrufen können.

Wir müssen uns indessen darüber klar sein, dass hier thatsächlich nur ein Mangel an Konsequenz, an intellektuellem Mut vorliegt. Es ist das Ungewohnte vor dem wir scheuen. Wir projicieren nur mit einem sophistischen Ableitungstrik unserer Eitelkeit (der vielleicht so alt ist, wie das Menschengeschlecht) das Missbehagen unserer zaghaften Ungläubigkeit von uns weg und in den Gegenstand hinein; es ist uns bequemer und daher „angenehmer" das Objekt zu verdächtigen, statt einmal mutig und offen die widerspenstige Trägheit (Gewohnheit) des Subjekts mit der Logik zu confrontieren — und von dieser nachher beschämt abführen lassen zu müssen.

Die Beseitigung dieses einen Vorurteils, wenigstens in Bezug aut die psychischen Krankheitsursachen, ist ein Hauptzweck dieses Buches.

Wir sind bisher gewohnt gewesen, fast reflektorisch sogleich ein spöttisches oder skeptisches Gesicht zu machen, wo wir von „Gemütserregungen" in der Aetiologie der Krankheiten lasen. Das Wort Gemütserregung hat etwas eigentümlich Unbestimmtes, Laienhaftes, Mystisches: an diesem Worte liegt es wieder einmal, wenn wir in dem Begriff selbst etwas „Unwissenschaftliches" zu wittern vermeinten. Es ist beschämend tür unsere alte Unterwürfigkeit unter Wortgötzen, wenn schon der imposantere Ausdruck „psychische Traumen" uns etwas mehr zu enthalten scheint. Lesen wir aber tür Seele erst „Gehirn" oder „Nerven" und setzen wir gar das „-system" dazu, so machen wir sofort einen Freudensprung und glauben nun auf einmal alle Rätsel gelöst zu haben; (eine sprechende Anklage immerhin gegen das Fortschleppen des veralteten Wortes „Seele"). Im Grunde löst sich ja das wirre Durcheinander von Wirkungen „seelischer" Erregungen auf körperliche Funktionen (Krankheiten) schliesslich in die Wirkungen des Gehirns — also eines Organes — auf die übrigen Organe auf. Ein Teil des Körpers wirkt auf einen andern. Das Problem ist prinzipiell damit

wesentlich vereinfacht. Nur der blaue Dunst des Wortes „Gemütserregung“ mit der flüchtigen Vorstellung von etwas Ätherischem, ausserhalb des Körpers Schwebendem, war Schuld daran, dass wir diesen Teil der Krankheitsätiologie bisher bestenfalls als ein Kuriosum, als eine Art wissenschaftlicher Spielerei gelten liessen — eine Nebensache, der weiter keine ernstliche Bedeutung beizumessen wäre. Der Verfasser dieser Zeilen, der selbst am Anfang mit sehr ähnlichen Empfindungen an den Gegenstand heranging, ist erst auf dem Umwege der vorliegenden Erwägungen in den eigentlichen Ernst der Frage eingedrungen und hat damit allerdings zugleich die Verpflichtung empfunden, nun einmal vernehmlicher auf die innere Tiefe jener Frage hinzuweisen; dem Problem der psychischen Krankheitsursachen muss das Odium der „Unwissenschaftlichkeit“ genommen werden.

Es liegt ja ein Einwand gegen das ganze Kapitel der Gemütserregungen als Krankheitsursachen sehr nahe, der sich auch dem Verfasser sofort aufdrängen musste: das post hoc braucht kein propter hoc zu sein. Gemütserregungen sind ungeheuer häufig; von dadurch hervorgerufenen Krankheiten aber hört man nur recht selten. Es ist dann doch sehr verdächtig, dass eine so seltene Folge mit einer so häufigen Ursache zusammenhängen soll? Wären die Gemütserregungen wirklich im angegebenen Sinne Krankheitserreger, so müssten die durch sie verursachten Krankheiten doch sehr viel häufiger sein?

Antwort: — das sind sie auch.

Wir haben nur bisher auf diese Art von Krankheitsursachen nicht geachtet, wir haben unsere Aufmerksamkeit nicht auf sie gerichtet, — daher haben wir sie auch seltener gesehen.

Mit der Aetiologisierung der Krankheiten machen wir es ja vielfach immer noch so, wie wir es oben mit der Motivierung unserer „Stimmungen“ machten. Ein gewohntes Objekt, das zufällig stets in der Nähe, in der Vertrautheit unsere Blickweite liegt, und das uns unter gegebenen Umständen vielleicht „hätte“ beeinflussen können, — wird sofort von der bequemen Logik unserer naiven Wahrscheinlichkeitspsychologie willkürlich zum alleinigen Motiv der Stimmung gestempelt. Die nächste Ursache ist immer die billigste. Dass es Unterstimmungen giebt, dass zu jeder „Wirkung“ erst ein vorbereiteter Boden gehört, wird meistens vergessen.

Wir sehen überall die Ursache am häufigsten, an die wir gewöhnt sind, die uns vertraut ist, an die wir „glauben". Wir haben die Gemütserregungen als Krankheitsursachen nur deshalb bisher nicht gesehen, weil wir sie ausserhalb des Kreises unserer Betrachtungen liegen liessen, weil wir sie „vergassen". Dazu kommt dann sehr wesentlich, dass ihr ursächlicher Zusammenhang mit den Erkrankungen meist kein so unmittelbarer, in die Augen fallender, aufdringlicher ist, wie etwa im Falle der Ansteckung bei den akuten Infektionskrankheiten. Richten wir einmal intensiver unsere Aufmerksamkeit auf sie, so wird sich vielleicht zeigen, dass wir mit ihnen künftig als mit einem recht ernsten Krankheitsfaktor zu rechnen haben werden.

Freilich wird — um es zu wiederholen — immer eine persönliche Anlage zur Erkrankung durch Gemütserregung vorliegen müssen. Eine besondere Gehirn- oder Nervenempfindlichkeit wird postuliert werden dürfen. Indessen: wer weiss heute wo wir nur den ersten Blick in dieses fremde Gebiet gethan haben, wie weit verbreitet jene Anlage unter den Individuen sein mag; und dann: erfordern eine solche „Anlage" nicht auch die Bakterien? —

Dass die Gemütserregungen als Krankheitsursachen — wie alle Ursachen — selbst wieder nur Glieder in einer endlosen Folge von Erscheinungen darstellen, braucht nicht besonders betont zu werden. —

Nachdem so viel von den schädlichen Wirkungen der Gemütserregungen die Rede war, mag wenigstens in Kurzem der Thatsache gedacht werden, dass Gemütserregungen gelegentlich auch einmal heilsam wirken können. Bekannt ist Herodots alte Erzählung vom stummen Sohn des Krösus, der vor Schreck die Sprache wieder gewann; wir wissen seit lange, dass derlei Heilungen nicht notwendig ins Gebiet der Fabel gehören. Sprachlähmungen und viele Lähmungen anderer Art — angeblich selbst echt hemiplegische — sind durch starke Erregungen wie Zorn oder Schreck plötzlich „geheilt" worden; (es scheint uns mehr als fraglich, ob nicht bloss die hysterische Quote derartiger Affektionen beeinflusst wurde). Bei Lénhossek finden sich eine ganze Anzahl solcher Fälle aus der älteren Litteratur citiert. In anderen Fällen wurden Podagristen durch Furcht oder Zorn in ihren Beschwerden gebessert; Hippocrates soll geradezu den Zorn als Heilmittel bei der Gicht und anderen Krankheiten empfohlen haben.

Bemerkenswert ist — ausser vielen Wirkungen auf subjektive Beschwerden — die mehrfach bestätigte blutstillende Wirkung plötzlichen Schrecks bei Hämorrhagien, Hämorrhoidalblutungen u. s. w. Auch starke Furcht soll solche — fast Secaleähnliche — Wirkungen zu Wege gebracht haben (was nach den früher von uns erwähnten vasoconstriktorischen Wirkungen der Furcht nicht so verwunderlich erscheint).

Dass Schmerzen durch seelische Erregungen verschwinden können, ist schon vom Zahnschmerz her allgemein bekannt, der oft allein durch die Furcht vor dem Zahnarzt plötzlich (wenn auch wohl kaum dauernd) sistierte.

Die Furcht vor Strafe ist bei Nervenleiden geradezu therapeutisch verwertet worden; (Erzählung von Boerhave, der im Armenhause zu Harlem eine rapid fortschreitende psychische Veitstanzinfektion unter den Kindern dadurch heilte, dass er drohte, dem ersten Kinde, bei welchem sich die Krankheit wieder zeigen würde, den Arm mit dem Glüheisen bis auf den Knochen durchbrennen zu lassen).

Unserm Empfinden näher liegend als solche heroischen — und wohl meist recht zweischneidigen — Experimente sind die Fälle, in denen freudige Erregungen günstig auf Krankheitszustände eingewirkt haben. Allerhand Schmerzen (besonders häufig Migräne) sollen auf freudige Eindrücke hin verschwunden, Fieber gemildert oder selbst beseitigt worden sein. Derartige Wirkungen sind nach unseren Anschauungen vom physiologischen Wesen der Freude unschwer verständlich.

Besonders bemerkenswert, weil sehr zu verallgemeinern, sind die Wirkungen freudiger Gemütserregungen — die „Hoffnung“ auf Genesung, der „Glaube“ an Gesundung sind ja auch nur solche „freudigen Erregungen“ — auf die zu Unrecht vielverhöhnte Hypochondrie (paranoische Hypochonderstimmung, wie wir in ausgeprägten Fällen sagen sollten).

Ob hier nur eine auf den eigenen Körper projicierte Furcht, ob eine Hyperästhesie gegenüber Organempfindungen zu Grunde liegt, ob jene egocentrische Furcht an sich etwa solche Organempfindungen durch eine Art „peripherer Projektion“ erst erzeugt — oder ob nicht vielmehr Furcht und Organempfindung auf der gemeinschaftlichen dritten Grundlage eines überempfindlichen Nervensystems entstehen, bleibe dahingestellt; die Thatsache jener heilsamen Einflüsse freudiger Erregungen auf

hypochondrische Beschwerden ist unangezweifelt. Das Gehirn kann schliesslich ja auch zu einer Zeit immer nur eine Empfindung beherbergen; in dem Gehirn, in welchem eine freudige Erwartung Raum gegriffen hat, ist für die Stimmung der hypochondrischen Depression einfach kein Platz mehr vorhanden, die etwaigen leisen Organempfindungen werden in der freudigeren Stimmung über„fühlt". Dieselben Ganglien, die im Zustand der „Freude" schwingen, können nicht zu gleicher Zeit auch den entgegengesetzten Schwingungszustand präsentieren.

Dazu kommen die physiologischen Wirkungen der Freude als einer Peitsche für den gesamten Hirn- und Nerventonus.

Diese gesundheitfördernden Wirkungen angenehmer Affecte aber sind noch immer nicht genügend geschätzt.

Eine bevorstehende stille Freude, eine „Hoffnung", ein „Ziel", stellt eine Art seelischer Digitalis, ein Tonicum für die ganze Konstitution (Herz!) dar, und es ist nach allen Erfahrungen wahrscheinlich, dass derartige „euphoriogene" Reize Stoffwechsel und Ernährung günstig beeinflussen (cf. allein die Wirkungen der Freude auf den Appetit). Auch mag gelegentlich diese Thatsache wirklich therapeutisch verwertet werden (so bringt man einem altersschwachen Manne seine kleinen Enkelkinder „zum Spielen"); besonders aber erhalten wir in jener Betrachtung immer wieder einen bedeutsamen Hinweis auf den hohen Wert der psychischen Behandlung unserer Kranken. Wenn wir einem Kranken schon nicht helfen können, so sollen wir ihm doch vor Allem wenigstens die Hoffnung lassen. Diese fromme Lüge gehört zu den Pflichten unseres Berufes; sich aus einem mönchisch starren Festhalten an einem „Wahrheits"-prinzip dagegen sträuben, kann nicht nur grausam, sondern gefährlich sein und heisst gegen die (leider noch nicht obligatorisch gelehrten) moralischen Grundregeln unseres Berufes verstossen. Jene unlogische „Wahrheitsliebe" ist unbewusst oft nur ein Sträuben gegen das Unbequeme der Lüge, gegen den Bruch mit unserer steten Gewohnheit zur Wahrheit; also Trägheitstrieb — wenn nicht Schlimmeres. Zum Lügen hier gehört viel mehr Klarheit, Mut und Entschlossenheit wie zu der billigen und bequemen, aber ach so armen! Wahrheit. Wir wissen es, wie ein Krankenherz plötzlich kollabieren kann, wenn ihm schonungslos das Excitans der „Hoffnung" unerwartet brüsk entzogen wird . . .

Wie es auf einen schwachen Körper wirkt, wenn ihm der gewohnte „Reiz" zum Leben genommen wird, zeigt allein das so häufige rasche Hinsterben des überlebenden Teiles in einer greisen Ehe, sobald erst der andere Teil aus dem Leben geschieden. Hier war die tägliche enge Gemeinschaft der Gattin, des Gatten — des treuen Gefährten eines langen Lebens — das letzte und einzige Stimulans für das Dasein. So lange der Gatte lebte, bestand bei der Gattin der Wille zum Leben. Ist er erst dahin, so legt auch sie sich hin und stirbt.

So geht es auch zuweilen, so lange ein schwaches Leben noch vor irgend einer Erfüllung steht, so lange noch irgend ein „Ziel" leuchtet; manches zarte und zu feine Dasein wird da wie durch einen Wunderhauch gleichsam überirdisch erhalten. Alle letzten Kräfte werden mit übermenschlicher Anstrengung für jenes eine Ziel zusammengespart.

Im Augenblick aber, wo das Ziel erreicht ist, sinkt der arme Sieger sterbend in die Kniee, ein unbeschreibliches Ueberwinderlächeln auf den Lippen: „νενικήκαμεν" . . .

Wege zu einer Prophylaxe.

Wir haben die Gemütserregungen als einen recht beachtenswerten Faktor bei der Entstehung der Krankheiten würdigen gelernt; die uralte herrschsüchtige Trias im bunten Wechselspiel des Lebens: Liebe, Geld, Eitelkeit, (s. Zusätze) wurde besonders eingehend betrachtet. Mit dieser Erkenntnis für sich ist uns aber nicht weiter geholfen. Können wir irgendwie auf jenen Krankheitsfaktor einwirken? das ist die Frage, die wir uns zu stellen haben. Die Feststellung der Aetiologie allein genügt nicht; es handelt sich um die Therapie — mindestens um die Prophylaxe[24]).

Nun: — diese „Prophylaxe der Gemütserregungen" erweist sich sofort als ein weltumspannendes Problem. Die Gemütserregungen sind ja so eng mit dem Leben und seinen Kämpfen verbunden, sie stehen in so naher Beziehung zu allen den Hauptfaktoren im Kampf ums Dasein, dass wir sie ohne Zwang garnicht aus diesen, für sie ätiologischen Beziehungen herauslösen können.

So wird schon der Einfluss der sozialen Lage von ungeheuerer Bedeutung sein. Die deprimierenden Affekte wie Kummer und Sorge (auf die es uns doch wesentlich ankommt) sind ja gerade in den niederen besitzlosen Schichten naturgemäss an der Tagesordnung. Die Verringerung derselben ist also teilweise schon ein soziales Problem.

Ein Faktor von ungeheuerster Bedeutung wird ferner die Erziehung im weitesten Sinne sein. Es ist kaum mit einigen Strichen anzudeuten, was hier alles von Grund aus umgeschaffen werden müsste.

Angefangen muss schon mit der frühesten Kindheit werden. Ein fundamentaler Fehler ist die Erziehung zur Furcht (in jedem Sinne); denn auf „Furcht" jeder Art basieren schliesslich unendlich viele schädliche Erregungen. Da wird das Kind von frühester Jugend ab mit peinlichster Vorsicht vor jedem Falle bewahrt, — aber wer nicht „fällt", lernt keine Parierbewegungen gegen das Fallen. Von früh auf wird in dieser übertrieben ängstlichen Weise das Kind vor jedem „blauen Fleck" gehütet und damit oft erst künstlich ängstlich gemacht. Wie aber die „kleinen" Nachlässigkeiten in der Erziehung schon der ersten Jahre sich später rächen, das wird leider weder hier noch sonst genügend beachtet.

Bei der feinen Empfindlichkeit der Kinderseele, die ja ein weiches Wachs ist, und bei dem ungeahnt tiefen (und oft dauernden!) Eindringen der ersten Kindheitseindrücke ist es garnicht auszudenken, was solche unbeachteten „Kleinigkeiten" in der frühesten Erziehung für die seelische Ausbildung des Kindes, des späteren Menschen, für Folgen haben können.

Hier allein liegt die Wurzel vieler früh eingesogener Vorurteile absurdester Natur — Aberglaube, Fanatismus, Antipathien, giftiger und vergiftender Empfindungen jeder Art — die später meist garnicht mehr auszurotten sind, und daher dann (was an einem reiferen Individuum ein trauriges Schauspiel sein kann) mit allen Mitteln sophistischer Scheinlogik hinterher trügerisch „motiviert", verteidigt werden müssen. Wer hat die Ehrlichkeit, den guten Willen, oder auch nur die Zeit, sich im gegebenen Falle später immer zu fragen, ob seine Antipathie vielleicht nicht im Grunde nur Trägheit ist. Der stärkste Faktor auch für die menschliche Seele, der Trägheitstrieb, sorgt wie überall schon für das billige laisser aller auch einer nun einmal mit gross gewachsenen Antipathie gegenüber; das unbequeme Abgehen von der gewohnten Unwahrheit wird instinktiv hier (wie so oft) mehr gefürchtet, als die (reizlose!) neue Wahrheit „geliebt", erstrebt wird. Das Motiv zur Umkehr fehlt. Die egoistische Trägheit des Individuums ist immer grösser als seine allgemein menschliche Teilnahme. Umsomehr muss die kindliche Seele von früh auf peinlich rein gehalten werden. Es ist garnicht auszudenken, welche Sorte von Gift aus dem kleinsten hässlichen Wort, das achtlos in eine frische Kinderseele hineinfällt, später einmal aufkeimen kann.

Dass Kinder überhaupt so schlecht erzogen werden, liegt meist nur daran, dass die Eltern so schlecht erzogen sind. Zwei Menschen mit schlechter Selbsterziehung, selbstunzufrieden, schreiten zur Ehe; die Langeweile allein wird mit einer Langenweile zu zweien vertauscht; zwei grosse Unzufriedenheiten werden zusammengethan und verlangt, dass eine grosse Zufriedenheit daraus werde. Wo soll die tiefe innere Freude herkommen, die gleichsam unbewusst, wie von selbst, durch ständiges Vorbild erzieht? Viele Eltern werden denn, ohne es selbst recht zu wissen, erst durch das Kind nachträglich passiv „erzogen“; Erziehen erzieht. . . Nicht einmal die primitivste und selbstverständlichste Diplomatie, die des Schweigens, wird genügend innegehalten. Es wird Keiner unter uns sein, der es nicht im einen oder anderen Falle schmerzlich am eigenen Leibe empfunden hätte, was ein scheinbar achtlos in der Kindheit aufgefangener böser Eindruck im späteren Leben für tiefe Folgen nach sich ziehen kann. So entstehen ja zum Teil jene hässlichen „Geheimschränke“ in jeder menschlichen Seele, Schränke, die die Wohlerzogenen bezeichnender Weise am Ende kaum mehr vor sich selbst aufzuschliessen wagen. Man ist sich eben sehr wohl bewusst, dass der Intellekt hier sein schlechtes Gewissen vor sich selbst versteckt hält —

An Jedem ist, mehr oder weniger, in der Kindheit eine solche Schuld begangen worden, aber Jeder kann — eine hohe Vergeltung — hier auch helfen.

Vergessen wir doch nie, dass das, was heute in seinem Kinderkleidchen unbeholfen vor uns hertrippelt, dass das, was jetzt mit seinen sechs Jahren die Schulbank drückt, — die Menschheit der künftigen fünfzig Jahre und im weiteren Sinne überhaupt die kommende Menschheit ist; dass jede Generation ihre Enkel an die nächste weitergiebt; dass die Saat der Zukunft in unsere Hände gelegt ist, dass wir es in der Hand haben, die kommende Menschheit zu erziehen, umzuformen, zu bilden, — dass wir mit dieser kommenden Menschheit die Welt verändern können. Bedenkt man es nur einen Augenblick gründlich, in welchem Sumpf von Unüberlegtheit, Faulheit und Energielosigkeit bei der Erziehung noch fortwährend gewatet wird — in einem Falle, wo die Lösung des Problems möglich ist! — so überkommt einen verzehnfacht jener ohnmächtige Schmerz, den man etwa bei der Ueberlegung empfindet,

dass die Einschränkung einiger Infektionskrankeiten (besonders der Syphilis und der Gonorrhoe) ein prinzipiell lösbares Problem ist, und dass man trotzdem im grossen Ganzen — einzelne doppelt dankenswerte Versuche ausgenommen — noch immer auch hier in einem „Sumpf“ herumwatet. Jenes „prinzipiell“ ist ein furchtbarer Vorwurf für unser intellectuales Gewissen; was wirklich voll und ganz „prinzipiell“ lösbar ist, ist eben lösbar.

Aber die unbesiegbare menschliche Trägheit nimmt sich lieber in jenem „nur prinzipiell möglich“ ein Schutzmäntelchen um, sie ist froh, diese willkommene Ausrede gefunden zu haben, sie legt sich wieder auf die andere Seite, und — schläft weiter.

So schleicht die Erziehung der Kinder im Geleise konventioneller Faulheit und Thorheit fort; so wird in egoistischer Eltern„liebe“ tagtäglich fortgesündigt. Die „guten“ Eltern sind oft die schlechtesten.

Wie wird denn heute allenthalben erzogen. Das Kind, die grosse Puppe seiner Mutter, wird herausstaffiert und ausgeputzt und — in für die frühe Entwickelung der Eitelkeit höchst gefährlicher Weise — von vornherein zum Mittelpunkte eines „Kreises“ gemacht. Die Mutter (Mama) selbst hat vor Allem ein Ziel im Auge: das Kind soll sie „lieb haben“.

Daraufhin wird das Kind von seinem Eintritt ins Leben an verhätschelt, verwöhnt, verzärtelt, geliebkost, mit Affenliebe aufgezogen. Dass die Liebe von so einem kleinen zappelnden Etwas an sich ein närrisches Ziel ist, dass diese „Liebe“ zudem mit ein paar Bonbons von Jedermann jeden Augenblick gekauft werden kann, — im Leben ändern sich übrigens nur die „Bonbons“! — davon sei noch geschwiegen. Aber dass man ein Kind nicht nur (höchst egoistisch im Grunde) darauf zu dressieren hat, dass es „Papa und Mama lieb hat“, sondern darauf vorzubereiten, dass es im Kampf ums Dasein einmal ein tüchtiger und selbständiger Mensch werden soll: — das beschämende Ignorieren dieser ersten Voraussetzung für jede gesunde Erziehung sollten sich derart „liebende“ Eltern doch einmal als schweren Vorwurf vor die Seele stellen. Die Eltern: Denn wenn die Männer die ungeheure, die hohe, die höchste Aufgabe: die Erziehung ihrer Kinder zu tüchtigen Menschen, allein dem — doch sonst so verachteten? — Weibe wie eine nebensächliche Kleinigkeit (die neben Küchen- und Wirtschaftsarbeit ganz bequem abzuthun ist) geruhsam überlassen und sich dann

damit begnügen, von Zeit zu Zeit vom hohen Kothurn herab auf die unausbleiblichen Folgen und Missstände einer solchen einseitigen Weibererziehung zu schelten — so trifft sie für das Vernachlässigen ihrer Erzieherpflicht ja die volle Mitschuld. Sie haben es zu verantworten, wenn hernach konsequenterweise die Erziehung immer „weiblicher" wird, wenn wahrhaft männliche Erziehung eines Kindes heute zu den hohen Seltenheiten gehört; sie haben es zu verantworten, wenn die Opfer solcher Erziehung oft später ein halbes Leben lang zu thun haben, um ihre Erziehung nur wieder zu verlernen; so Mancher stirbt darüber weg . .

Wir hatten zunächst von der Furcht reden wollen. Wir haben dabei nicht allein die Gruselmärchenromantik der Kinderstube, die Erziehung durch hysterische Mütter, durch überängstliche Kindermädchen, nicht allein die (böse!) Gouvernanten-Erziehung im Auge. Es ist prinzipiell wichtig, zu betonen, dass der naheliegende billige Einwurf, die Furcht sei „so wie so" immer angeboren, wiederum für sehr viele Fälle nur eine sophistische Ausrede ist. Die Menschen zerfielen danach nur in Mutige und Furchtsame, und kämen gleich so eingeteilt auf die Welt. Die Trennung in solche „Entweder-Oder"-Menschen ist überall billig. Die meisten Menschen sind aber in allen Beziehungen Mittelware, von neutraler Anlage; eben daher die ungeheuren Pflichten der Erziehung.

Es steht vielfach mit der Furcht so, wie es nach neueren Theorien mit der Tuberculose steht — welche nach diesen Meinungen nämlich nicht sowohl „ererbt", als vielmehr im Verkehr mit der Umgebung häufig erst intravital erworben wird (wozu freilich auch immer wieder eine „Anlage" gehört). Da es nun gerade die Furcht ist, welche (wie mit einem inneren „Storchschnabelapparat") die Erfahrungs„bilder" des späteren Lebens erst zu ungeheuren schreckhaften Fratzen vergrössert und verzerrt, und da somit gerade die Furcht zu allen Arten von Unruhe und schädlicher Erregung führt, so muss auf Wegerziehung der Furcht, auf die Erziehung zur Furchtlosigkeit in einer Prophylaxe der Gemütserregungen Hauptnachdruck gelegt werden. (In parenthesi liesse sich die Frage aufwerfen, ob — von der Furcht vor dem Tode noch ganz abgesehen — nicht den meisten menschlichen Handlungen ein „Furcht"motiv, wenn auch oft sublimiert, zu Grunde liegt: Furcht vor den Andern, Furcht vor

der Meinung der Andern — was ist Eitelkeit Anderes? — Furcht vor der eigenen Meinung, Furcht vor dem Gewissen. Auch in „Hochachtung", „Bewunderung", „Ehrfurcht", ist noch eine — freilich sehr feine — Furcht versteckt. Die Furcht regiert die Welt . . .)

Ein Hauptgewicht wird auf die physische Erziehung zu legen sein. Mut und Furcht sind ja oft nur physiologische Symbole; Muskelmut und Muskelfurcht. Mutstimmung ist eine „Funktion" des Muskeltonus, ihre Erzeugung daher von den Muskeln, von der Peripherie her anzugreifen; im Grunde wieder das früher angedeutete Phänomen der „retrograden" Entstehung von Stimmungen. Auf laute Sprache, festen Blick, gerade Haltung ist zu achten. Dazu käme dann die eigentliche Pädagogik der Furcht. Furchtsame Kinder sind nicht durch Schelten und Höhnen einzuschüchtern (womit gerade das Gegenteil erreicht wird — denervierende Wirkung der „Beklommenheit"!), sondern auf alle Weise zu ermutigen, bei Uebungen, Kämpfen etc. zu unterstützen, bis sie allmählich gelernt haben, selbständig zu handeln, Vertrauen in die eigene Person zu setzen, die leitende und schützende Hand zu entbehren. Die Fabel vom Kalb des Milon als Leitsymbol jeder Pädagogik —.

Es sei wiederholt: man hat hier auf Kleinigkeiten schon Wert zu legen. Eben deswegen soll man die Kinder sich beim Fallen ruhig ihren „blauen Fleck" schlagen lassen -- den blauen Fleck und seinen Schmerz behalten sie. Der „Fleck" erzieht allein. Die unvorsichtige Bewegung, welche diesen Fleck hervorbrachte, wird schon von selbst nicht so leicht wiederholt werden. Der dabei erzeugte Unlust-Affekt bleibt zu gut haften.

Das Wesentliche dieser „blauen Fleck"theorie ist, dass sie auf das Geistige übertragen werden kann. Es hat gar keinen Zweck, mit allen Vorsichten und Rücksichten mütterlicher und väterlicher Sorgfalt das Kind, den werdenden Menschen, vor allen peinlichen seelischen Erfahrungen im Leben von vornherein sorglich behüten zu wollen und ihn damit im Grunde nur frühzeitig seelisch zu verweichlichen: wir lernen doch nur von den Erfahrungen, die wir selbst gemacht haben. Deshalb sind „gute Ratschläge" immer von so problematischem Wert — es holt sich ja doch im Leben ein Jeder seine Lehren selbst, er acceptiert

nur die Lehren, die er sich selbst geholt hat, weil er nur diese „versteht“. Ungefühlte Lehren bleiben leerer Schall, sind nur Worte.

Hier wäre auch der Ort, auf eine gefährliche Sorte von Pseudo-Idealismus einen Seitenhieb zu führen, auf jenes Besserlügen der Welt und der Menschen, wie es von „idealen“ Moralisten, von scheinheiligen Schriftstellern geschieht, — welche nämlich einfach nicht die Kraft und Gesundheit in sich haben, die Welt so zu vertragen, wie sie ist, und sich deshalb zu ihrem Vergnügen eine besondere schillernde Seifenblasen-Welt in die Luft malen.

Diese Scheinwelt, diese Lügenwelt, diese feige weich gemachte Welt — wie machen sie zart, weich, „idealistisch“.

Was wird nach einer solchen Jugend-Illusion nicht alles von der Welt erwartet . . .

Welche Enttäuschungen muss das Leben dann mit sich bringen . . .

Was haben die Romane an uns allen verdorben —

Dieser sogenannte Idealist — der meist noch die süssliche Liebe zu schönen Gefühlen für sich gepachtet hat — schleicht auf weichen Socken vorsichtig wie ein Dieb um die rauhen Ecken, um die Kanten dieser Welt herum: „nur nicht stossen“. Aengstlich sieht er sich vor dem harten Pflaster vor: — wehe, wenn er einmal auf Steine gerät! Da merkt er erst, dass es nicht heisst, möglichst viele Dutzend „idealistischer“ seidener Strümpfe überzuziehen, sondern barfuss gehen lernen im Leben, um den Fuss gegen die Rauheiten dieses Bodens abzuhärten . . .

Auf die Lektüre wird also geachtet werden müssen, sehr geachtet werden müssen (nebenbei schon um dem gefährlichen Aufstacheln einer unruhigen Erotik vorzubeugen, welche oft viel zu früh zu folgenschwersten, schädigenden Erregungen führt. Dabei ist zu beachten, dass auch jede nicht spezifisch erotische starke Erregung der Phantasie in gewissem Alter leicht ins Erotische abströmt, dass also alle ungesund phantastischen, überhitzten Erzählungen vom Uebel sind). —

Ferner wird jene unsinnige Erziehung zur Eitelkeit aufhören müssen, welche frühzeitig aus den Mädchen Zierpuppen, aus den Knaben hohle Streber macht. Der falsche Ehrgeiz ist es ja nur zu häufig, welcher das Gemüt schon früh in einen

ständigen Wechsel von unruhigen und erregenden Empfindungen hineinjagt und damit am ehesten jene harmonische Seelenruhe von vornherein untergräbt, wie sie zum heiteren Ertragen der Wechselstürme des späteren Lebens notwendig ist.

Die fahrlässig grossgezogene Eitelkeit mit ihren vielen Unberechenbarkeiten ist es am Ende auch vor Allem, welche den Verkehr unter den Menschen so erschwert, welche schliesslich ja zu jener bewussten moralischen Falschmünzerei, zur Erfindung der „Höflichkeit“ geführt hat — eines Lügens auf Gegenseitigkeit im Grunde...

Nicht in der Anerkennung der Andern: in der Selbstachtung, in der höchsten Ausbildung des eigenen Wesens und seiner Fähigkeiten das Ziel des Strebens; nicht aussen sondern innen das Glück zu suchen, — das muss dem jungen Menschen früh beigebracht werden. Das allein ist eine männliche, eine freie Anschauung. Die Eitelkeit ist ein Sklavenaffekt (und vielleicht einst als solcher entstanden); als unwürdige Abhängigkeit sollte der Mann sie auch betrachten.

Dass die Menschheit einer grandiosen „Eitelkeit“ ihre höchsten Werke verdankt, dass die Freude auch des stolzesten Geistes an seinem Werke nur eine Eitelkeit vor sich selbst darstellt, mag dabei ruhig zugestanden werden. Eitelkeit und Eitelkeit ist zweierlei. Die Eitelkeit des inneren Reichtums ist eine andere als die der inneren Armut. Motiv und Ziel sind verschieden. Mit einem freudigen Gefühl reicher innerer Fülle, aus einem unerschöpflichen Born eigener Fruchtbarkeit stets neu segenspendend an die Menschheit abgeben zu können, ist etwas Anderes als um ein kümmerliches Rühmchen lebenslang vor hohlen Volkes Gunst auf dem Bauche zu kriechen. Das Genie würde schaffen, auch wenn es keine Menschheit gäbe; aus innerem Drang; für sich selbst.

Es ist leidig, dass der höchste und der niedrigste Trieb des Menschengeistes durch dasselbe glatte Wort bezeichnet wird —.

Wie die Sucht der Eitelkeit, so soll auch die einseitige Sucht nach dem Gelde schon im Keime bekämpft werden. Es muss dem Kinde schon zeitig eingeprägt werden, dass man im Leben nicht dazu da ist, ein lebender Geldrollen-Registrierapparat zu werden. Auch hier hat bereits die Revision der ersten Lesebücher einzusetzen. Zugleich mit dem leutseligen Herrn, der „plötzlich seinen einfachen Oberrock aufknöpft und einen

blitzenden Ordensstern sehen lässt", muss auch der bekannte Knabe aus dem Lesebuche verschwinden, welcher schon frühzeitig anfängt, „jede Stecknadel von der Erde aufzulesen" und es dabei glücklich zum vielbeneideten „Millionär" bringt. Immer und immer wieder muss von vornherein auf das Unlogische, das Aermliche des Geldsammelns (wie das Bettelhatte des Beifallsammelns) hingewiesen werden, muss betont werden, dass der freie Mann der reichste Mann ist. Jeder Mensch sein eigener König — dieses Motto sollte dem Knaben, dem werdenden Manne vor die Seele gestellt werden. Äusserlich frei ist nicht leicht Einer; innerlich frei kann ein Jeder sein.

Ein abgeklärtes Selbstbewusstsein trägt in sich den besten Widerstand gegen die niedrigen Anfechtungen der Eitelkeit und schützt damit von selbst vor nutzlosen Erregungen unwürdiger und schädigender Art.

Die Erziehung muss mit einem Wort philosophischer gehandhabt werden. Sie soll nicht spätere süffisante Rentiers und feile Ordensknechte züchten. Die weise Klugheit der Eltern, die zarte Feinfühligkeit der Lehrer hat dafür zu sorgen, dass nicht schon auf der ersten Schulbank der Sohn des einfachen Krämers vor dem „fürnehmeren" Sohne des adeligen Rittergutsbesitzers demütig ergeben die Augen niederschlagen lernt. Der Lehrer muss dann freilich nicht bloss, wie bisher, der Philologe seiner Schüler, sondern der Erzieher seiner Knaben werden wollen. Ein vertraulicheres Verhalten zwischen Lehrer und Schüler muss geschaffen werden; gemeinsame Ausflüge, Sammlungen, Diskussionen u. s. w. Bei beschaulichem Privatgespräch lässt sich da mit freundlicher Milde und überlegener Menschenkenntnis in beiläufigen Andeutungen unvermerkt manches Feine und Zarte beibringen, was niemals Gegenstand eines „öffentlichen Unterrichts" würde werden können.

Klassenhass und Rassenhass*) und überhaupt jede Sorte

---

*) Die meisten derartigen „Hasse" erben sich — einmal anerzogen — „wie eine ewige Krankheit fort". Spontane Anlage zum Hass, chronische Hassstimmung, ist selten und dann meist ein schlechtes physiologisches Zeichen. Der wahrhaft Gesunde ist zu harmonisch konstituiert, um zu „hassen". Seine Grundstimmung ist heiter; und der Glückliche hasst nicht.

(Schon die Klugheit sollte damit eigentlich den Hass verbieten, weil der Hass verräterisch ist — wie alle unsere Sym- und Antipathieen. Sage mir, wen Du hassest, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Du

„Hass“ könnte und sollte so im Keime erstickt werden. (Dazu immer wieder die Schule im Hause: die Eltern!)

Der Erzieher muss sich freilich zu allererst selbst frei von jeder Laune, von Antipathie, von allen hässlichen und gehässigen Regungen zeigen. Nie darf er auch nur für einen Augenblick sich selbst vergessen und seine Zöglinge etwa unschuldig zum Blitzableiter einer persönlichen Verstimmung machen; das Kind sieht sehr scharf —. Er sei gleichmässig, freundlich ernst, wohlwollend und gerecht. Wo Strenge not thut, soll Strenge walten. Doch werde immer daran gedacht, dem Sünder nicht zu zeigen, wie schlecht er ist, sondern wie viel besser er werden könnte. —

Bedenkt man es recht, was diese schöne Welt sein könnte, wenn die Menschen nicht immer wieder täppisch hineinführen mit ihren vielen Gehässigkeiten, mit ihren hunderterlei läppischen Kleinlichkeiten, mit ihren giftigen, missgewachsenen Empfindungen, mit all Jenem, was mit „miss“ anfängt: so blutet einem das Herz bei der Ueberlegung, wie alles das oft im frühesten Kindesalter schon durch dünkelhafte oder thörichte Eltern und durch apathische Nachlässigkeit der Erzieher den Kindern im Keime eingepflanzt wird — und dann freilich, den ehernen Entwickelangsgesetzen der unschuldigen Kinderseele zufolge, von selbst lawinenartig mit gross wächst; wie all das zu verhindern wäre, wenn die Erzieher nur selbst sich erst besser erziehen würden. Die beste Erziehung bleibt das Beispiel.

Bedenkt man es recht, dass vielleicht ebensoviel Elend und Unglück wie durch soziale Not schliesslich durch die nichtigen und jämmerlichen Stacheleien der menschlichen Eitelkeit und ihrer vielen begleitenden Schädlichkeiten in tausend Formen alltäglich in der Welt gestiftet wird, (die giftigsten solcher Sumpfblumen erblühen, wo die menschliche Gemeinheit mit der menschlichen Eitelkeit im Bunde), — bedenkt man es, wie sinnlos und nutzlos alle derartigen Befehdungen und Hahnenkämpfe am Ende verlaufen, wie viel latenter Hass und Ingrimm, wie viel Böswilligkeit, wie viel „Scheelblick“ aber so leichtfertig immer und immer wieder gezüchtet und aufgehäuft wird: so kommt es einem zum allerschmerzlichsten

hassest ihn — worin ist er Dir zu ähnlich? Du hassest ihn — er kennt Dich also zu gut? Du hassest ihn — Du bist neidisch auf ihn? Das wären einige Ansätze zur Psychologie der Antipathieen. Aus unseren Antipathieen lernen wir meist unsere schwachen Seiten kennen.)

Bewusstsein, was alles hier erst „Schule“ im weitesten Sinne leisten könnte, leisten müsste. Zur „Humanität“ im besten Sinne ist zu erziehen. Nicht jene bequeme äussere „Vornehmheit“ ist zu unterstützen, welche sich in lässigem Ignorieren, bestenfalls in ästhetisch-aristokratischer Reserve und Passivität gefällt, sondern jene innere Vornehmheit ist zu fördern, welche aus wirklichem Herzenstakt die zarten Saiten in einem anderen Menschenherzen zu schonen weiss, jene wahre Vornehmheit des Gemüts, welche auf einer ständigen Metempsychose in die Seele jedes Anderen hinein beruht und damit ganz instinktiv vor hässlicher Verletzung sich zurückzuhalten weiss; eine Art universelles „Mitleid“ (um dieses plumpe und wie Kupfermünzen abgegriffene Wort hier zu gebrauchen).

Was wird bisher aber hier täglich und stündlich in der ganzen Welt, allerorten, ja schon auf der Schulbank gesündigt! Es braucht ja nicht immer zu „Handlungen“ zu kommen. Die verächtlichen Blicke, die den Paria einer sozial schlechteren Berufsklasse von Seiten „vornehmerer“ Mitschüler treffen, diesen kalten Mord mit den Augen, — die kann man nicht „bestrafen“.. Leider wird in unseren Schulen heute fast alles Andere getrieben: „Philologie“ in allen Schaalen, nur keine Pädagogik; Bildung des Geistes allenthalben, aber keine Bildung des Herzens.

All das Zarte und Gute, das hier zu thun nötig wäre, das wird eben nur zu sagen sein bei vertrauterem Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Die dazu nötigen Reformen sind gewiss nicht „utopisch“ gross; solche Pläne sind schon in die That umzusetzen. —

Bei dem ungeheuren Einfluss, den Gesundheit im echten Sinne des Wortes auf eine gesunde „Seele“ hat, ist — immer wieder — früh auf beste Körpererziehung stärkstes Gewicht zu legen. Der Leib muss gefestigt werden; Allem können wir entfliehen, nur unserem eigenen Leibe nicht. Die beste Diätetik der Seele ist die Turnschule. Turnen, Schwimmen, jede Art körperlicher Uebung, gemeinschaftliche Exkursionen, Pflege und Züchtung der Freude an der Natur — das ist vor allen Dingen zu fördern.

Sehr zu erwägen wäre die Einführung nackter Turnspiele, Ringkämpfe, im Sommer im Freien, im Winter in Turnsälen. Der nackte Mensch ist unschuldiger, freier, natürlicher, er fühlt sich mit sich selbst wohler. Der Einfluss der Haut aufs

Allgemeingefühl ist viel zu wenig gewürdigt. Jedes Wohlgefühl aber macht an sich „besser". Das Verhalten des Menschen gegen seine Nebenmenschen, seine „Moral", hängt schliesslich von seinem körperlichen Behagen mit ab —.

Ein gesunder Körper mit seinen gesunden Trieben, seinen gesunden Sinnen, seinen gesunden Muskelbedürfnissen hat auch in sich den besten Widerstand gegen das Eindringen und Einsickern schwächender und deprimierender Affekte. Sie halten sich nicht recht in einem solchen Körper, diese schädlichen Pilze; sie zermürben und zermorschen nur einen von Natur schon nicht ganz standfesten Körper. Nur in einem „schlechten" Körper haften und fassen dauernd Wurzel jene — Jeden freilich ab und zu anrührenden — tristen Gedanken von der Gleichgiltigkeit unserer ephemeren Existenz, jene träge und stumpf machenden Gedanken von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Daseins, jenes ständige kokette Spielen mit Vorstellungen von Vergehen und Tod. Richtig ist das Alles; nur hilft es uns nicht eben viel. Der Gesunde arbeitet sich darüber weg; für ihn giebt es einen heiteren Pessimismus. Dem grossen „Wozu" des Daseins setzt er mutig das kleine: dazu seiner persönlichen Existenz entgegen. Alle jene trüben Gedanken, wenn sie für ein Leben wirklich leitend werden, indifferent und apathisch zu machen, chronisch zu wirken vermögen, sind Symptome physiologischer Déroute. Die Schwelle jenes allgemeinen Lebensgefühls ist unterschritten, welches praktisch gegen jeden indifferentierenden Pessimismus aus einem unzerstörbaren Instinkt der Gesundheit von selbst immer wieder revoltiert. Der Pessimismus haftet nur in prädisponierten Gehirnen; am Wohlgefühle eines gesunden Leibes prallt er wirkungslos ab. Ein frischer, gesunder Körper bringt schon an sich jene Lebensfreudigkeit mit, welche dieses herrliche Dasein vollauf verdient. Es bedarf da erst keiner Lehren: jeder Atemzug „lehrt". . .

Man sieht: die Weltanschauung kann von der Körperkultur abhängen. Wir müssen nur die Erziehung zur Daseinsfreude wieder vom Leibe aus beginnen, wir müssen vor Allem wieder physiologisch erziehen: Die „Freude" bringen gesunde Muskeln dann schon von selbst mit. Die „Seele" kommt hier wie überall „nach". — —

Die Schule selbst sollte im Sommer im Freien, in umschlossenen Schulgärten, stattfinden. Es ist unabsehbar, was

12 Jahre täglichen mehrstündigen Aufenthaltes in den Klostermauern der Schule für die spätere leibliche — und damit auch für die geistige — Entwicklung der Kinder für Schaden bringen können (und bringen müssen). Warum das „Kloster“, warum die Mauer? Der blaue Himmel und das frische Grün des Rasens werden gewiss nicht mehr Zerstreutheit provocieren, als die Langeweile der Schulbänke in der gähnenden Oede eines Schulzimmers (mit allen ihren so bezeichnenden Kritzeleien, Sudeleien, und manchem noch böseren Zeitvertreib). Man soll der guten Natur doch ruhig ein Stückchen ihrer alten Erzieher-Aufgabe zurückerstatten. Wir sollten es mit der Erziehung nicht viel anders machen, wie wir es als Aerzte mit der Gesundheit machen (zur Zeit meist noch machen müssen): wir mögen der Natur wohl etwas „unter die Arme greifen“, — aber sehr viel mehr wird unter Umständen auch schon vom Uebel sein können. Die Natur giebt dem Kinde viel weniger Fehler mit auf den Weg, als die menschliche Erziehung später hinzuerzieht. —

Die Arbeit für die Schule soll nicht zu gross und vor Allem der kindlichen Seele nicht zu inadäquat, aber gleichmässig und regelmässig sein. Um vor späterem Müssiggang zu schützen, muss die Erziehung schon früh das Abgehen von der Gewohnheit der Arbeit als Unlust empfinden lehren. Der Sinn der Erziehung besteht hier wie überall darin Gewohnheiten zu erzeugen, das Leben einzugleisen, das Abgehen von der gewohnten Bahn mit Unlustempfindungen zu verknüpfen. Gewohnheit wird Charakter. Der Mensch kann so nicht früh genug dazu erzogen werden, Arbeit, Ordnung, und Gleichmass des Lebens als angenehme Gewohnheit zu empfinden, und vor Allem: — ständig ein Ziel zu haben.

Die Ziellosigkeit ist die Mutter aller Uebel. So Mancher ist nur unglücklich, weil er zuviel Zeit dazu hat. Das Glück will erarbeitet sein. . .

Eine ausserordentliche (und gleichfalls nie zu frühe) Aufmerksamkeit ist, wie oben schon angedeutet wurde, dem erwachenden Geschlechtstriebe zuzuwenden. Der Lehrer soll sein scharfes Auge überall haben. Jene jungen menschlichen Infektionsheerde, welche nach Kadettenart schon grauenhaft frühzeitig ganze Klassen anstecken und damit in leichtsinnigster Frivolität unsagbare spätere Verwüstungen und Zerstörungen in andere Menschenleben hineintragen können, — sind, wo sie ertappt

werden, mit Schmach und Schande wie gebrandmarkte Verbrecher von der Schule zu peitschen. Der Schularzt hat die Aufgabe, auf diese Sorte von Missethätern und auf ihre Opfer scharfsichtig zu fahnden (sein ärztlicher Blick wird ihn rasch die „Verdächtigen“ herauskennen lassen). Die körperliche Ableitung durch Turnen, Schwimmen etc. wird hier besonders am Platze sein.

Das gefährliche faule Ignorieren, das alte „laisser-aller“ in Sachen aller Geschlechtsgegenstände, welches sich nur durch doppelte Neugier und damit durch doppelte geheime Unzüchtigkeit und später leider nur zu oft durch unausrottbaren Schaden (Geschlechtskrankheiten!) rächt, muss einem klaren, tüchtigen, nüchternen, männlich zielbewussten Berücksichtigen dieser Gegenstände weichen.

Wenn nicht schon der vielvernachlässigte Naturunterricht etwa in der Sekunda ein Kapitel über Embryologie einschieben, damit solchen Dingen gerade ihr gefährlich Mystisches nehmen, vielleicht selbst den erwachenden Trieb aufs Naturwissenschaftliche ableiten könnte, — bei Besprechung des Darwinismus liesse sich, wie nebenbei, schon auf den Wert intakter Gesundheit der Erzeuger für die Tüchtigkeit des Nachwuchses hinweisen; ein solcher Wink kommt nie zu früh —, so sollten doch wenigstens die Abiturienten vom Rektor kurz vor ihrem Abgang zu einer besonders feierlichen persönlichen Besprechung versammelt und dabei (ausser auf die ungeahnten Gefahren des studentischen Alkoholismus!) in ernster, väterlich eindringender Weise auf die oft unheilbaren Schäden hingewiesen werden, denen sie bei Unwissenheit in Sachen der Geschlechtskrankheiten mit ihrem Eintritt in das junge Leben ja wie blind in die Arme laufen. (Nebenbei wäre eine systematische frühe, ästhetische und hygienische, Verekelungspolitik der Prostitution gegenüber vielleicht der einzige Weg, um ihr überhaupt wirksam Abbruch thun zu können. Wenn die Nachfrage von Seite der Männer sinkt, wird sich das Angebot von Seite der Weiber schon von selbst verringern). Die gänzliche Unschädlichkeit der Abstinenz, die Freuden eines unverbrauchten jugendfrischen Leibes, das Glück einer späteren gesunden Ehe nach makellos verbrachten Jugendjahren, — das Alles wäre dabei noch besonders zu betonen.

Ob man nicht auch auf der Schule einmal statt des Entziehens aller sexuellen Bilder mutig den gegenteiligen Versuch

machen sollte, durch die reizlose Darstellung solcher Gegenstände gerade Sinn und Auge gegen diese Dinge abzustumpfen, dieselben — etwa durch Aufhängung anatomischer Wandtafeln des männlichen und weiblichen Körpers, ja selbst (mag es nur paradox klingen) anatomischer Abbildungen der männlichen und weiblichen Genitalien — alltäglich und gleichgiltig zu machen, das sei nebenbei zur Erwägung gestellt. Der erwachende Naturtrieb an sich wird dadurch natürlich nicht beseitigt; nur ein Teil seiner künstlichen Aufstachelung durch den lockenden Giftreiz des Mystischen, Verbotenen, Geheimnisvollen wird ihm genommen. Damit schon aber ist viel gethan. Der Schleier hat erst allenthalben die „Sünde" in die Welt gebracht. Alles Nackte ist ehrlich, alles Ehrliche unschuldig. Der Schleier schuf den Reiz —

(Sehr zu bedenken wäre bei Gelegenheit der „Anatomie", ob nicht überhaupt eine obligatorische Stunde für Hygiene und allgemein notwendigste medizinische Vorkenntnisse — wie persönliche Vorsichtsmassregeln gegen Infektionskrankheiten — in den Lehrplan eingeschoben werden sollte. Wir Aerzte wissen zu gut oder zu böse, wie selten „Hans" hier später noch lernt, was bei genügend zeitiger Instruktion Hänschen leicht schon in der Schule als mechanisches Eigentum gewohnheitsmässig sich angeeignet hätte.)

Häusliche Sache kluger Väter würde es dann sein, durch Andeutung, Beispiel und Belehrung auf den Nutzen einer wahrhaft gesunden Ehe rechtzeitig hinzuweisen, kränkliche „sentimentale" Liebe ebenso wie entnervende und ausschweifende Sinnenliebe früh als zwecklos und schädlich erkennen zu lehren. Häusliche Sache der Väter und kluger, feinfühliger Mütter würde es sein, den jungen Menschen früh das Glück der Ehe mit einem im besten Sinne „gesunden" Weibe ahnen zu lassen (und ihn, wenn möglich, frühzeitig unvermerkt mit einer solchen passend und mit liebevollem Auge ausgesuchten Lebensgefährtin zusammenzubringen). Der blöde Typus des „interessanten" (meist hysterischen) Weibes mit allen seinen „mystischen" Untiefen, seiner „unenträtselbaren" „Sphinxnatur" (Unordentlichkeit, berechnende Launenhaftigkeit, anmassende Eitelkeit, Koketterie), der schon so viel Unheil in jungen Gemütern angerichtet hat und durch die Dichter ja obendrein meist noch obligatorisch gezüchtet wird, ist mit der Wurzel aus dem jugendlichen Kopfe auszurotten. Heirat aus

solcher „Liebe“ (richtiger in solcher Liebe, nämlich mit der Binde solcher Liebe vor den Augen) ist als ebenso lächerlich und gefährlich hinzustellen, wie die unwürdigen Geldheiraten, welche nur zu oft aus Männern bestenfalls behäbige Faullenzer, schlimmerenfalls ruhelose Spieler und frühe Gemütsbankerotteure, und im Grunde doch immer — Soutenus ihrer Weiber machen. (Was zudem hier in Rassenverschlechterung täglich gesündigt wird, ist nur zu sehen, nicht zu „sagen“. Von der gefährlich vernachlässigten Seelenerziehung des heranwachsenden weiblichen Geschlechtes sei ganz geschwiegen. Die beste Mutter wird die sein, die die beste Freundin ihrer Tochter ist; woran fehlt es heute —?) Der junge Mensch muss lernen, dass man nicht die reizvollste Geliebte, sondern die beste Mutter seiner zukünftigen Kinder heiraten soll.

Hierher gehört eben auch, dass er durch verständige Anweisung früh einen Blick für das Krankhafte und Oberflächliche des „nervös“ anziehenden Weibes, für das Ungesunde der nervösen Schönheit, bekommt. Gerade in unserem nervösen Jahrhundert ist (da man die neurasthenischen Ehen nicht staatlich verbieten könnte, ohne schon jetzt einen grossen Teil der Menschheit auf den Aussterbeetat zu setzen) — auf jede private Besserung und gesundheitliche Reinigung der Rasse besonderes Gewicht zu legen, und deshalb immer wieder der Wert eines gesunden Körpers für einen gesunden Geist — der ja eigentlich nur sein Symptom — in der Erziehung schon frühzeitig und nicht oft genug zu betonen.

Wenn nun die allgemeine körperliche Verbesserung der Menschheit — an der gerade wir Aerzte mit emsigem Nachdenken und unablässiger Geduld unermüdlich thätig zu sein haben (wie wir schon durch Verringerung der Krankheiten das menschliche Gefühlsleben reinigen können) — aus naheliegenden Gründen auch ein nie ganz zu erreichendes Ideal, „utopisch“ bleibt, so wird doch auf Umwegen (Erziehung) diesem Ziel wenigstens langsam Teilchen um Teilchen näher gerückt werden können. —

Die Berufswahl wird ferner sorgfältiger nach der Nervenkonstitution sich richten müssen, als dies im Ganzen heute geschieht. Man wird überängstliche, sensible Menschen nicht Aerzte werden lassen dürfen und sie damit dem an starken und schwermütigen Affekten reichsten Berufe überantworten, den es giebt.

An sich schon nervöse Menschen werden vor dem Börsenberufe in Acht genommen werden müssen; u. s. w. Bisher wird die Relation der seelischen Gefahren eines Berufes zum individuellen Nervensystem bei der Wahl eines Lebensberufes kaum berücksichtigt. —

Dass schliesslich auch der Ernährung ein grosser Einfluss auf die Disposition des Gesamtorganismus, damit des Nervensystems, damit aber im Grunde auch auf die Disposition zu Gemütsbewegungen zufällt, ist kaum besonderer Erwähnung bedürftig. So wird heute vielfach schon quantitativ zu viel gegessen. Dass die übermässige Fleischkost latent excitierend wirkt (ganz abgesehen von ihrer pathogenen Bedeutung), ist sehr wahrscheinlich. Eine stärkere Betonung der Vegetabilien in der allgemeinen Ernährung wäre bestimmt nicht vom Uebel.

Auf die sich hier gewaltsam aufdrängende Frage des Alkoholismus können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Wir halten den Alkoholismus, — wie jede ähnliche Sorte „ismus" — viel mehr für ein Symptom, als für eine Krankheit sui generis. Wenn durch Besserung der sozialen, der gesundheitlichen und vieler anderer hier nicht auszuführender Verhältnisse erst das allgemeine Gesundheits- und Wohlgefühl im Volke ein grösseres geworden wäre, so würde ohne weiteres Zuthun auch bald jenes unter der Sucht nach Alkohol (oder irgend einem „Mohn") verborgene tiefere Bedürfnis nach Lethe sich legen. Wer sich von selbst wohl fühlt, braucht keinen „Rausch". —

Eine besondere Rolle für die Gesunderhaltung der Seele spielt — um auch das noch zu erwähnen — ein gesunder Schlaf. Den Schlaf zur rechten Zeit einzuschieben wissen, ist ein unschätzbares Hilfsmittel in der Diätetik des Empfindens (und Denkens). Der Schlaf ist die Diastole des Lebens; jede Entziehung dieser Erholungspause rächt der Leib mit Unfrische und Schlaffheit, der „Geist" mit Ueberreiztheit, Unaufgelegtheit, Launenhaftigkeit und Grillenfängerei. Gar mancher giftige Pfeil auf eines Andern Herz wurde in der physiologischen Verstimmung nach einer schlaflosen Nacht schon verschossen, der besser im Köcher geblieben wäre — . . .

Alles das und noch viel mehr ist es, was wir zu einer wirksamen Prophylaxe der schädigenden Gemütserregungen brauchten. Prophylaxe: — denn zum „Heilen" später ist es,

wie wir sahen, leider oft zu spät. Wir reden uns nicht entfernt ein, dass man dadurch jene Gemütserregungen je ganz wird aus der Welt schaffen können oder auch nur schaffen wollen; das entspräche vielfach garnicht der Absicht der Natur, die oft zum Beispiel in einer „Depression" nur einen sehr heilsamen Reaktionsvorgang, in einer „Melancholie" das Schlafbedürfnis der Seele zum Ausdruck kommen lassen will. Auch könnten wir ohne „Gemütserregungen" im weitesten Sinne gar nicht existieren. Die Gemütserregungen sind der grosse innere „Fühler" der Menschheit; sie lehren uns was für uns „gut" oder „schlecht" ist unterscheiden. An der Gemütserregung erst messen wir alle Dinge. Jeder Gegenstand hat sein inneres Symbol in uns in Gestalt einer Empfindung. Ohne Gemütserregungen gäbe es freilich keinen Hass — aber auch keine Liebe. Das Leben würde in eisiger Apathie erstarren. (Wir sind denn auch, ohne es zu ahnen, fast ständig irgendwie in „Gemütserregung". Selbst das „Gleichgiltige" kennzeichnet ja noch eine spezifische Gefühlsqualität, wie das Grau noch eine bestimmte Farbe darstellt. Unser ganzes Denken spielt in Empfindungen; der „Gedanke" ist ja nur eine Wort gewordene Empfindung).

Lust und Unlust sind nur als Symbole zu betrachten; mit der Lust sagt unser Organismus „Ja", mit der Unlust „Nein". Mit Lust (Glück) wird ein unserem innersten spezifischen Wesen adäquater, mit Unlust (Unglück) ein uns inadäquater Zustand empfunden. Schmerz ist nur ein Alarmsignal. Alle Unlust in der Welt ist ein grosser Schrei der misshandelten Natur . . .

Wir würden uns nach alledem selbst schädigen, wenn wir die Gemütserregungen ausschalten wollten. Ohne Affekt kein Thatendrang, kein künstlerisches Schaffen[25], kein Leben. Die Gemütserregungen sind der Vater alles Fortschritts; wo blieben wir denn ohne die göttliche Unzufriedenheit! Die Gemütserregungen erst sind auch die Hammerschläge, mit denen uns das Leben hart schmiedet. Gründe genug, sie zu erhalten.

Nur meinen wir, dass ein Teil der von uns oben geschilderten giftigen, schädlichen, unnützen, zerfasernden Erregungen sich bei vielem guten Willen und einiger Einsicht vielleicht könnte beseitigen lassen (und damit möglicherweise, worauf es uns ja besonders ankam, ein Teil jener angedeuteten Erkrankungen). „Bei vielem guten Willen": und hier hätten wir Alle schuldig den Kopf zu senken und Besserung zu geloben. Keiner ist,

der hier nicht sündigte, Keiner, der hier je Alles that, was er hätte thun können, Keiner, der zugestehen dürfte, niemals gegen die Seele eines Anderen hässlich sich vergangen zu haben. Ein wenig Kritik an der eigenen Unfehlbarkeit, ein wenig mehr Nachsicht mit fremden Fehlern, ein einziges Nachdenken über das blind Mechanistische alles Geschehens, über das im tiefsten Grunde *Schuldlose* jedes Menschendaseins, und nicht zuletzt: — ein wenig Herz; damit lässt sich schon Manches dazu *beitragen*, sich gegenseitig den kurzen Aufenthalt auf dieser schönen Welt so heiter zu machen, wie er überall dort ist, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“ . . .

Eine Frage, die zum Schlusse offen bleiben mag, ist die, ob das augenscheinliche Bedürfnis nach einer *Entladung*, wie es manche starke Gemütserregung wie der Zorn, fast aufdringlich nahezulegen scheint, nicht irgendwie anders, *unschädlicher*, befriedigt werden könnte, als es dem unüberlegten Triebe des Menschen im Augenblicke der Erregung beifällt. Der Kaiser Augustus pflegte das griechische Alphabet zu recitieren, wenn er erregt war; vielleicht wäre aus der *ableitenden* Behandlung der Wut eine Methode zu machen. Die Natur entlastet das Gehirn von der Erregung der Wut, indem sie die *Ableiter*, die Muskeln, in Bewegung setzt; dieser Muskelsturm richtet keinen grossen Schaden an, wenn er kein lebendes *Objekt* zum Austoben vor sich hat. Vielleicht wäre manches Unheil, das die Wut nur zu leicht anstiftet, zu verhindern, wenn der Wütende die Selbstbeherrschung fände, sich zur rechten Zeit zurückzuziehen, etwa eine halbe Stunde Fechtübungen zu machen, sich seine Wut vom Halse zu turnen, oder seine Erregung auch nur „*loszurennen*“. Zu dem sokratischen μεμαστίγωσο ἄν εἰ μὴ ὠργιζόμην wird sich so leicht kein wirklich heftiges Temperament im Moment einer leidenschaftlichen Aufwallung herunterbändigen können.

Es liesse sich ja immerhin *fragen*, ob „die Natur“ in allen jenen motorischen Symptomen der Wut und ähnlicher Erregungen nicht vielleicht natürliche *Entladungsvorgänge* hat schaffen *wollen* — ob die künstliche *Verhaltung* (Hemmung) dieser Vorgänge also nicht *vielleicht* einmal vom Uebel sein kann; ob sich die bereits angefangene nervöse Welle nicht dann anderweitig im Organismus einen Abweg suchen muss oder auch im Körper „hacken“ bleiben und dabei möglicherweise Schaden stiften kann.

Eine dahingehende tiefe und die Grundvesten unseres ganzen

Problems anrührende Frage wäre schliesslich die, ob das Bedürfnis nach einer Entladung, der Wille zur Thräne, die Sehnsucht nach der Gemütserschütterung, wie sie wohl in manchen Lebenslagen, bei chronischer Aufspeicherung trauriger Erfahrungen, sich selbst des härtesten und geschultesten Herzens einmal bemächtigen mag, — ob dieses Bedürfnis nicht überhaupt auf würdige Weise befriedigt werden sollte; ob die alte Volksmeinung von der Gefahr des verschlossenen Schmerzes, des stumm ertragenen Grames nicht etwas Wahres in sich birgt. Soweit es sich um die Affektentladung ganzer Massen, um ein Ausströmen aufgespeicherter Wehaffekte im Grossen handelt, hätten wir möglicherweise hier einen Schlüssel zur κάθαρσις τῶν παθημάτων im antiken Volkstheater mits einen Massenerschütterungen durch die Tragödie zu suchen.

Vielleicht könnte es einmal in der Welt weniger Hass und Neid — als Aequivalent eines missverstandenen Entladungsbedürfnisses nämlich —, weniger verbissenen und nur falsch gerichteten „sozialistischen" Ingrimm, vielleicht weniger falsche Entladungen in anarchistische Umtriebe geben, wenn dergleichen wieder eingeführt werden würde.

Der hier zu Grunde liegende Trieb jeder starken Unzufriedenheit nach irgend einer Entladung, nach einem Ausströmen, würde so vielleicht wohlthätiger in ein weniger gefährliches Bett abgeleitet werden können.

Solche „Ableitungen" aber gäbe es viele.

Dem Dichter „gab ein Gott zu sagen was er leide"; ihm wird sein Werk zur Ableitung seines Wehs. Denen, die kein Genius küsste, bleibt als würdigste Ableitung vielleicht die Flucht aus ihrem egoistischen Leide in ein grösseres, allumfassendes Mitleid.

So liesse sich noch manches ernste Fragezeichen hinter diese kurze Skizze der Gemütserregungen und ihrer Wirkungen anreihen. Die Menschheit wird noch ein ganzes Stück gesunder. besser und in jedem Sinne freier werden müssen, wenn ihre giftigen Gemütserregungen verringert werden sollen.

Und das, mein grosser Nietzsche, werden wir vielleicht doch noch ein wenig rascher und dringlicher betreiben müssen, ehe wir an die Schaffung Deines Uebermenschen herangehen.

Anhang.

[1]) Die Schwierigkeit der psychologischen Forschung liegt — soll die Psychologie nicht Wortpsychologie sein — schon in zwei Dingen 1. der Beobachter ist nicht immer derselbe; 2. das Beobachtete, das Objekt, ist nie zweimal dasselbe.

Die psychischen Phänomene sind oft ungemein flüchtig, sie enteilen zu rasch; die schwerfällig nachfolgende Beobachtung kann zuweilen nur noch einen Zipfel ihres Gewandes erwischen.

So kommt die psychologische Betrachtung leicht post festum, und gerade das Wesentliche nämlich: das Ununterbrochene, das kontinuierlich Fliessende der seelischen Erscheinungen, ist der exakten Erforschung verloren.

Damit liegt immer die grosse Gefahr nahe, dass die künstliche post hoc-Wissenschaft der Logik hinterher Lücken willkürlich ergänzt, Kausalitäten einschiebt, dass die Psychologie statt empirische Wissenschaft Wahrscheinlichkeits-Psychologie wird; der ewige Fehler der Psychologie. —

[2]) Die meisten elementaren „Sinnes“lust-Empfindungen haben nur durch den ungeheuer häufigen Gebrauch ihre ursprüngliche Gefühlsfarbe verloren: das Kind hat sie sehr lebhaft, seine ganze primitive „Aesthetik“ beruht darauf.

Kinder „entdecken“ der Reihe nach diese ihre primitiven Lustempfindungen; der wehmütige Reiz der Kindheitserinnerungen im reiferen Alter ist zum grossen Teil auf die unwiederbringlich verlorene Frische dieser ersten, sich später durch Gebrauch abstumpfenden Lustempfindungen zurückzuführen.

[3]) Der Begriff der Stimmung ist allein psychiatrisch nicht ernst genug zu nehmen.

Wie schon physiologisch oft das, was später „Vorstellung“ wird, sich zunächst als „Stimmung“ anzeigt (als wäre Stimmung nur das erste Aufdämmern derselben Ganglienthätigkeit, die dann im weiteren Verlauf

zu Gedanken, zu „Vorstellungen“ wird), so wird pathologisch das, was zunächst nur Stimmung war, bald zu Ahnung, zu Vermutung, — später zur Gewissheit des Wahns. (Spezifische Stimmungen als Vorläufer bestimmter Geisteskrankheiten?). Mit der „Stimmung“ klopft die beginnende Ganglienthätigkeit gleichsam zuerst ans Thor des Bewusstseins.

Man müsste konsequenterweise von paranoischer, manischer, melancholischer etc. Stimmung reden; die entsprechenden Vorstellungen finden sich erst sekundär dazu. Da die Grundlage dieser „Stimmung“ beim Geisteskranken verharrt (während eine Stimmung beim Gesunden vorübergeht: Kriterium der geistigen Gesundheit) — so ergiebt sich von selbst die Nutzlosigkeit des „Ausreden“wollens bei solchen Kranken. Man kann ihnen bestenfalls ein oder die andere wahnhafte Vorstellung vorübergehend ausreden, aber nicht die zu Grunde liegende Gehirnstimmung, welche solche Vorstellungen immer wieder neu gebiert. Man kann sie (für Augenblicke) überreden, aber nicht (dauernd) „überzeugen“.

[4]) Allenthalben erhellen die geheimnisvollen Beziehungen des sympathischen Nervensystems zu dem, was wir „seelisch“ Empfindungen nennen; diese inneren Symbolisierungen der Organsprache jenes Nerven — auch hier ist der Traum bedeutsam heranzuziehen — weisen vielleicht auf eine weit zurückliegende Vergangenheit hin, in welcher dem N. sympathicus eine weit grössere (willkürliche?) Rolle zugewiesen war, als heute.

Das „Gefühls“artige ist nur die spezifische Qualität der Erregung gerade dieses Nerven, dessen Reizungen (seiner ganzen Lage und Anlage nach) verschwommen, unlokalisiert empfunden werden und ferner nicht, wie die Erregungen der peripheren Sinne, durch das Auge etc. kontrolliert werden können. —

Die heute noch durch den Sympathicus erzeugten mächtigen Allgemeingefühle sind uns so vielleicht nur ein Symbol dafür, dass er früher in stärkstem Masse der Erhaltung der vitalsten Organe (Herz, Eingeweide) zu dienen hatte und deshalb die vernehmlichsten subjektiven Signale geben musste.

Die primitivsten Freuden und Leiden müssen ja wohl in früher Vorzeit reine Organfreuden und -leiden gewesen sein (wie heute noch beim Kind); diese Lust- und Unlustempfindungen mögen damals aus Nutz- und Schutzempfindungen „teleologisch“ entstanden sein. Das Gehirn selbst ist ursprünglich nur Centralsammelstelle der Körpernerven, nur Kontrolluhr des Organismus, in erster Linie dazu da, Empfindungen zu vermitteln, nicht zu „denken“. Das Denken ist erst ein spätes Spiel, ein Luxus, den sich das „erwachsene“ Gehirn erlauben konnte, als der Organismus im Laufe ungezählter Generationen eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewonnen, als er „laufen gelernt“ hatte; als eine Anzahl von Organ-

funktionen automatisch — oder „reflektorisch“ — geworden war und damit der Oberleitung des Regulierapparates „Gehirn“ nicht mehr so ständig bedurfte.

Das Denken nur der „siebente Schöpfungstag“ des Gehirns.

Das Gehirn könnte nun im Laufe der Zeiten so oft durch Vermittelung des Sympathicus von Organleid und -freude in spezifische Schwingungen versetzt worden sein, dass jetzt umgekehrt bei Gehirnleid und -freude durch diese ausgeschliffene Bahn auch leicht jene tiefen Organstimmen noch begleitend mit antönen.

Wir, die wir schon die Erbschaft von hunderttausend Jahren in unserm Kopfe tragen, mögen uns freilich nur ungern vorstellen, dass auch unsere vergeistigtsten Gefühle einmal rein körperlichen Ursprungs gewesen sein sollen, dass mit den „Gefühlen“ nur Paraphrasen einstiger einfacher Sinnesmelodieen in uns erklingen. Wir schämen uns fast der naiven — ehrlicheren — Ahnen unserer jetzigen Empfindungen.

[5]) Viel konsequenter, mutiger, mechanischer geschieht das „Hinzuerfinden“ im Traum.

Es ist das Hauptcharakteristikum des Traumes, dass er alle Leibesempfindungen objektiviert (wobei er es im Kleinen ähnlich macht, wie wir im Grossen mit der Objektivation unserer Sinnesempfindungen zur „Welt“). Er formt das Material leise aufdämmernder Organempfindungen zu plastischen Vorstellungen; die ursprünglichen Empfindungen werden zu Vorstellungen.

Dass Empfindungen zu adäquaten Vorstellungen und damit schliesslich zu „Gedanken“ werden (was entwicklungshistorisch — nach der häufigen Verknüpfung äusserer Vorgänge mit Empfindungen — durch „Associationen“ zu erklären wäre), ist ein Vorgang, der hoch in unsere Intelligenz hinaufreicht; unser „Denken“, das wechselnde Gedankenspiel des Tages, ist meist nichts andres. Denken ist ein gezähmtes Träumen. (Auch die Anreihung und Metamorphose der Bilder beim gewöhnlichen Denken — wir denken in Empfindungen und Bildern, nicht „in Worten“; höchstens mit Worten, begleitet von Worten —, folgt den Traumgesetzen, die „Logik“ wird erst nachträglich konstruiert).

[6]) Das elektive Moment der Stimmung, das „Aussuchen“ von nur bestimmten, gerade in den Kreis der Stimmung hineinpassenden Vorstellungen zeigt sich auch noch im pathologischen Denken. Dem Visionär tauchen immer nur die Truggestalten auf, die in seine Vorstellungsreihe, sein Denken hineinpassen (die Phantasmen der Extatiker und Asketen), dem Paranoiker die Halluzinationen, die seinem Wahn verwandt sind. (Auch die Traum„bilder“ entsprechen oft gewissen vorangegangenen „Stimmungen“ des Gehirns). Bei der Illusion und Hallucination wirkt schon die „excentrische Projektion“ der Stimmung mit (s. u.). —

Wie die Stimmung einerseits nur homologe, passende Vorstellungen auswählt, ergreift, festhält, so macht sie es sich andererseits bequem mit jenen Vorstellungen, die nicht „in ihren Kram passen"; solche ihr entgegenstehende Vorstellungen acceptiert sie einfach nicht, sie refüsiert sie, ignoriert sie; sie verhält sich refraktär gegen heterologe Vorstellungen (— ein Gesetz das tief in die Sophisik unsrer Logik hineinleuchtet). Nur was unsere Stimmung, unsere seelische Disposition im gegebenen Augenblick bejaht, empfinden wir wirklich; das ihr Entgegenstehende bleibt blass, flüchtig, eindruckslos, indifferent, bleibt „Vorstellung" im wahrsten und bezeichnend nacktesten Sinne. — Der Einfluss der Stimmung auf das „Denken" reicht unendlich weit. Aus individuell vorwiegenden Grundstimmungen, Dauerstimmungen bilden sich schliesslich bevorzugte Vorstellungen, Dauervorstellungen; der „Charakter" formt sich seine „Prinzipien" (nicht die Prinzipien den Charakter). So erst, auf Grund einer häufig wiederholten gleichen „Stimmung", werden vorübergehende Meinungen zu festen Gebilden, entstehen aus Dauerstimmungen zuletzt „Weltanschauungen".

Die Vorstellung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Welt allein macht noch keinen Pessimisten (sonst müssten wir Alle Pessimisten sein); damit sie haftet, wirkt, muss immer noch eine individuelle, physiologische Stimmungsanlage ihr entgegenkommen. Die Ueberzeugung des Fatalistischen, Vorherbestimmten in allem Geschehen allein macht noch nicht einen einzigen von Natur Zaghaften hemmungslos und tollkühn; nur in einer napoleonischen Anlage wirkt sie das ganze Ich tief durchdringend, weist sie dem Wollen seine Bahn, nur hier bestimmt sie die That. Dieselbe μοιρα hängt von Geburt an über Thersites und Achill; und doch bleibt Thersites immer Thersites, und wird Achill immer Achill werden. Der physiologischen Stimmung des Furchtsamen helfen mutterregende Vorstellungen allein nicht ernstlich auf; an der kräftigen „Stimmung" des Mutigen prallen wieder furchterregende Worte wirkungslos ab, wie ein matter Pfeil an einer Mauer: er fasst sie einfach nicht (potenzierter Mut, Tollkühnheit, fast eine Art Defektzustand, Farbenblindheit für bestimmte „hemmende" Vorstellungen; das Gefühl für die Hemmungen erwacht erst nach der That, während es beim Furchtsamen der That zuvorkommt). Dem Geisteskranken half das Ausreden seiner Wahnvorstellungen allein nichts, die den Wahn erzeugende Stimmung kehrte wieder; die „Geistes"krankheit ist hier vielmehr Empfindungskrankheit als Verstandeskrankheit. Alles „Glauben" und glauben lassen, alles „Ueberzeugtsein" und überzeugen wollen bedarf immer noch der entgegenkommenden Stimmung; Gründe allein überzeugen nicht; eine gewisse Ueberzeugungsstimmung, die diese Gründe acceptieren will, muss dazu kommen. Der Eifersüchtige wird von der fortwährend wiederholten Versicherung der Absurdität seines Verdachtes, der Nichtigkeit seiner

Beschuldigungen nicht im geringsten beruhigt oder getröstet; er bleibt das Opfer des paradoxen Bestätigungsbedürfnisses seiner erregt suchenden (also „wollenden") Stimmung, des Objektwillens jeder Stimmung, — des Triebes jeder Stimmung zum Objekt das sie kompletiert (und damit befriedigt). Erst dann, wenn seine objektbedürftige, „ja"süchtige Stimmung sich müde gerannt hat, wird das Gehirn des Eifersüchtigen den „Gründen" zugänglich. (Dieses schon erwähnte Unterliegen des ermüdeten Gehirns ist ein fundamentaler Vorgang; so wird eine Diskussion zwischen zwei gleich scharfen Geistern, eine Schachpartie zwischen zwei ebenbürtigen Gegnern meist nicht so sehr deshalb siegreich beendet, weil der Eine „Recht behalten" hat, als weil der Andere müde geworden ist. Auch überreden heisst oft nur: müde machen; der Andere glaubt sich schliesslich überzeugt, weil sein Intellekt müde geredet ist. Eine Unterhaltung an sich ist mehr ein Kampf zweier Selbstbewusstseine — Straffheiten — (als ein Kampf zweier Intelligenzen). —

Die fundamentale Rolle der Stimmung für Intellekt und Logik ist hier kaum anzudeuten. Wir denken alle anders wenn wir für uns denken, wenn das Interesse dem Intellekt die Sporen in die Weichen setzt; jede Hypothese „findet" ihre passenden Gründe vermöge einer spezifischen Hypothesenstimmung; eine palingnostische Stimmung formiert Gesetze aus den Erscheinungen; das „Urteil" über wahr und falsch beruht auf eigentümlichen „Wahr"- und „Falsch"stimmungen; bei einem Kampf der Motive kämpfen nicht „Vorstellungen" gegen Vorstellungen, sondern Empfindungen gegen Empfindungen; eine Willestimmung schafft sich ein „Ziel"; eine Dankbarkeitsstimmung schuf „Gott", (sie fand ihn weil sie ihn „suchte"); und so fort.

Nochmals betont sei der grundlegende und tief in der Physiologie der Stimmung begründete Vorgang der peripheren Projektion der Stimmung und der der Projektion einer Stimmung in die Aussenwelt.*) Für den ersteren sei nur an die übertriebenen Sinneswahrnehmungen in der Furchtstimmung erinnert; die Angst geht „bis in die Fingerspitzen", der Hypochonder fühlt ja wirklich mit vergrössertem Tastsinn eine Schankeranschwellung wo vielleicht nur ein Herpesbläschen sitzt. (Auch die „seelische" Furcht zeigte die „Vergrösserung" der „Vorstellungen"). Für den zweiten Vorgang, das Hineinstecken der Stimmung, wie Liebe-, Hass-, Reuestimmung in ein Objekt („lieben", „hassen", bereuen"), ist schon die spezifische Geschlechtsstimmung charakteristisch ohne welche sich ja ein weiblicher Körperteil von einem männlichen durch keinen spezifischen Gefühlswert unterschiede.

*) Ein alltägliches Beispiel dafür ist die fast zwingende Projektion des Feiertagsgefühls in die Aussenwelt (die „Sonntagsstimmung"', im Gegensatz zur Montag-, Mittwoch-, Sonnabendstimmung).

Allenthalben wertet so erst die Stimmung die Objekte. Erst so entsteht die Sprache die alle Dinge reden; sie erzählen uns alles in der Sprache die wir ihnen mitbringen. Wir empsychieren alle Dinge; wir haben die ganze Welt verseelt (was in unsern Worten und Begriffen nachklingt; in der „Ursache“ steckt etwas von Willen; es gab ja nur Vorsachen und Folgen; u. s. w.).

Wir empfinden uns in die Dinge hinein. Unsere Stimmung von den Dingen ist es, die wir lieben, nicht die Dinge selbst. Seine Idee von jenem Weibe liebt der Mann; die Stimmung, die er in ihr Gesicht hineinsieht, ist es, die ihn fesselt.

Wir lieben, hassen, wir erkennen in der ganzen Aussenwelt immer wieder nur uns selbst. —

[7]) Jemanden „verstehen“ heisst sich in ihn hineinfühlen; eben daher ist ja jede Menschenkenntnis einseitig, kennt jeder nur seine Menschen, nur sich selbst in Anderen. Weil jede Stimmung egomorphistisch ist, „versteht“ der Traurige den Lustigen nicht, er glaubt dem Lustigen seine Stimmung nicht. Alle Frohheit erscheint ihm als Maske, als Komödie; er glaubt überall eine „Hülle“ zu durchschauen. Lustige Melodieen klingen ihm fast blasphemisch. Umgekehrt geht es dem Lustigen; traurige Melodieen „fühlt“ er nicht, kann sie daher nicht würdigen, nicht ernst nehmen (Ursprung der Parodie.) In dem Masse als wir selbst an bestimmten Gefühlen verarmen, beginnen wir am Vorhandensein derselben Gefühle bei Anderen zu zweifeln.

Jede Stimmung ist zugleich eine „Hemmung“ für die entgegengesetzte Stimmung. —

Tiefweisende Analogieen zu jenem „nicht verstehen“, nicht vorstellen können, finden sich auf dem Sinnesgebiete. Wer in einer warmen Stube behaglich am Ofen sitzt, kann sich zur gleichen Zeit „Kälte“ nicht recht vorstellen. Beim Anblick einer öden Winterlandschaft mit grauem Himmel will die Gegenvorstellung eines lachenden Frühlingstages nicht recht gelingen. Farbenprächtige Buchschilderungen aus fremden Ländern verlieren durch die Lektüre beim gelben Lampenlicht von ihrer Frische, werden stumpf und matt. Das Aufkommen der gewünschten centralen Sinnesbilder wird hier durch die gegnerischen Perzeptionen von der Peripherie her fortwährend bekämpft; wir schliessen daher auch unwillkürlich die Augen, wenn wir das Aufkommen einer gewollten Vorstellung gegen eine äussere Situation gewaltsam durchsetzen wollen. — Auch bei jenen oben genannten „seelischeren“ Empfindungen mag ein Teil der mangelnden „Vorstellungs“fähigkeit für die Gegenstimmungen nur auf der Unfähigkeit beruhen, gewisse, bei diesen Gegenstimmungen stets miterregte Organempfindungen willkürlich zu einem ihrem augenblicklichen Aktionszustand entgegengesetzten Mitschwingen zu veranlassen. —

Das: eine Stimmung nicht mehr „verstehen“ — also das sich in die Stimmung nicht mehr zurückfühlen können — ist ein kardinales Phänomen.

Eben darauf beruht u. A. auch jenes an sich selbst irre werden, jene unlogische nachträgliche Selbstverdächtigung und Selbstbeschuldigung nach einer Handlung, deren Folgen beim Begehen nicht genügend übersehen, „vorgestellt“ wurden. Es wird die Stimmung vor jener Handlung vergessen“, die damals sehr „motiviert“ war, ihre Zeit, ihre eigene Logik, ihr „Recht“ hatte. Die damalige Stimmung wird von der jetzigen Stimmung gemessen, die damalige Logik vom heutigen Verstand (demselben Gehirn minus der damaligen Empfindung) kritisiert; die ehrliche Empfindung von gestern verdächtigt, statt den unehrlichen Verstand von heute zu beschuldigen.

(Der Widerstand der Eitelkeit bedingt es dann andrerseits oft, dass von dem — immer gefügigen — Verstand die Motive gefälscht, Beweggründe hinterher erfunden werden. Was im Rausch des Augenblicks geschah, wird hintennach „logisch“ motiviert. Die „Absichten“, die „Motive“, sind bei dieser Komödie wie so oft nur Schauspieler auf der Schaubühne des Bewusstseins; Souffleur ist der Wunsch. Das Ich selbst vergisst am Ende ganz die „Coulissen“). —

8) Jede „Lust“ ist eine Peitsche für die Ganglien. Die Welt sieht im Zustande der Lust frischer aus. Dasselbe Rot ist ein anderes in der Freude als in der Trauer; (die Rauschstimmung des Künstlers sieht ernstlich tiefere Farben.) Rolle der Stimmung für den „Geschmack“.—

9) Der „Glanz“ des Auges kommt nicht sowohl auf eine vermehrte Feuchtigkeitsabsonderung, als auf die stärkere latente Innervation des Musculus levator palpebrae superioris, der sich schon hier als der Index des allgemeinen Muskeltonus (und Hirntonus) anzeigt. —

10) Der rhythmische Bewegungsdrang des fröhlichen Affektes wurde zum Ursprung des Tanzes; hier wird der Ursprung des Rythmus im motorischen Centrum deutlich. Jede Stimmung aber hat ihren eigenen Rhythmus.

In diesem rhythmischen Ausdruck jedes Affekts — der nicht nur in den Extremitätenmuskeln sondern auch in den Kehlkopfmuskeln wirkt, daher das rhythmische Sprechen — liegen ja die primitiven Quellen der metrischen Dichtung. Der hüpfende Gang des Fröhlichen, der schleppende des Traurigen sind im Metrum festgebannt. Der Daktylus, der Jambus, der Trochäus haben ihre eigene Psychologie. Die „ästhetische“ Wirkung des Rhythmus im Gedicht ist die Folge einer unbewussten motorischen Excitation, die bei jedem Rhythmus spezifisch verschieden ist. (Es erhellt auch hier die physiologische Grundlage der Aesthetik).

11) Die äussere Analogie der Erscheinungen der Trauer mit denen der „Langweiligkeit“ ist so gross, dass der Gedanke auch einer gleichen physiologischen Unterlage schwer abzuweisen ist.

[12]) Ein grosser Teil der musikästhetischen Wirkung beruht so — abgesehen von der Wirkung des Rhythmus für die musikalische „Stimmung“ — auf einer mehr oder weniger versteckten Nachahmung der menschlichen Stimme mit ihren charakteristischen Affektveränderungen durch die Musik (z. B. auf der paraphrasierenden Imitierung von Stöhnlauten u. s. w.*)). —

[13]) Es macht bei der Trauer nicht etwa (durch eine Art Selbsthypnose) das Fixieren des inneren Blicks auf die „traurige“ Vorstellung müde, sondern jener Ermüdungszustand der Hinrinde, den wir Trauer nennen, begünstigt unter Anderem auch das monotone Hinstieren auf ein und dieselbe Vorstellung. (Schema für die Affektwirkungen). —

[14]) Auf der individuellen Schnelligkeit des Antönens der motorischen Centren beruht nicht bloss das Mechanistische im Handeln des Wütenden — dem einfach keine Zeit für eine Ueberlegung bleibt, die Erregung ist zu rasch ins motorische Centrum vorausgeeilt — sondern auch ein gut Teil dessen, was wir „Temperament“, was wir Charakter nennen. Die individuelle motorische Erregbarkeit kommt dem individuellen „Temperament“ auf halbem Wege entgegen. —

[15]) Ein körperlicher Vorgang wird nicht dadurch „seelisch“, dass er sich in der Hirnrinde abspielt. Nur soweit sie bewusst, empfunden werden, erteilen wir Hirnrindenvorgängen das Attribut seelisch. „Seele“ ist die Summe empfundener körperlicher Vorgänge. Für alles Unbewusste wäre Henle's „unterseelisch“ zu brauchen. — (Bewusstsein und Empfindung, sind identisch. „Unbewusste Empfindungen“ eine contradictio in adjecto; man kann nur von unbewussten Eindrücken reden.) —

[16]) Die Analogie dieses Vorgangs beim Schreck mit bestimmten Traumerfahrungen ist bedeutsam. Häufig wird bei durch einen Aussenreiz (z. B. das Herabfallen einer Bettkante) veranlassten Träumen der auslösende Reiz selbst erst zum Abschluss des Traumes gemacht, er krönt das Traumgebäude scheinbar, die chronologische Reihenfolge der Erscheinungen wird auf den Kopf gestellt. Auch hier hat die Erregung ihren Weg durch das akustische Centrum zum Centrum der optischen Bilder so ungemein rasch genommen, dass im optischen Centrum schon eine ganze Zahl Bilder aufgewirbelt war, ehe noch das akustische Centrum Zeit fand, „sich zu besinnen“. Erst ein Zeitteilchen später hinkt dann die Erregung im akustischen Centrum, zur bewussten Empfindung geworden, nach.

Die Reflexerregbarkeit des optischen Centrums ist grösser als die spontane des akustischen. Auch am Tage, bei vollem Wachsein, ist

*) Musikästhetisch sehr tiefweisend — und ein weiterer Beitrag für die gleiche physiologische Grundlage von Trauer und Ermüdung — ist die durch Féré festgestellte Thatsache, dass in der Ermüdung die Molltonstufen stärker erregend wirken als die Durtonstufen.

gelegentlich zu bemerken, dass z. B. auf einen überraschenden starken Schalleindruck („Schreck") schneller ein flüchtiger reflektorischer Farbenblitz vor dem Auge erscheint, als der Schall selbst wahrgenommen wird. (Eine ebenso reflektorisch entstandene saure Geschmacksempfindung auf der Zunge zeigt dieses Voraneilen gegenüber der Gehörsempfindung nicht.)

[17]) Die Abteilung von isolierten „Gehirnstimmungen" hat nur didaktischen Wert (wie die stete Gegenüberstellung von Gehirn und Organismus überhaupt). Wir denken — wie bei unserer Vorstellung von einem kreisförmig beschränkten Centrum statt eines funktionellen zu „mathematisch" — hier zu „anatomisch". Die Natur macht keine solchen schematischen Schnitte in das Ganze des Nervenorganismus, wie wir mit dem willkürlich abgeteilten „Neuron". Die einmal gesetzte nervöse Erregung wird sich selten unserm Einteilungsbedürfnis zu liebe gerade nur auf das Gehirn beschränken; die einmal begonnene Erschütterung der Nervenbahn macht nicht an einem bestimmten Punkte halt. Der Weg vom Gehirn zum Organ ist zu oft durchlaufen worden, als dass nicht gar zu leicht die kleinste Erschütterung am Anfang dieser Leitung sich durch die ausgeschliffene Bahn bis in die Organe hinunter fortpflanzen sollte. Bei jeder stärkeren Erregung vom Gehirn aus mag vielleicht das Nervensystem des ganzen Körpers mitschwingen. (Von Bedeutung für die Auffassung der Psychosen. Vgl. auch oben „periphere Projektion" der Stimmung.)

[18]) Es darf bei einer Theorie der Affekte die Möglichkeit nicht ohne Weiteres ignoriert werden, dass das Gehirn als unser grösster Nervenknoten, — unser grösstes „Gehirn" — vielleicht doch nicht die extreme Ausnahmestellung eines alleinigen Seelenorgans einnehmen könnte, die wir ihm heute als ganz selbstverständlich vindizieren.

Was wir von Organgefühlen als „Begleit"erscheinungen der Affekte gefunden haben, würde sich auch als selbständige Funktion gewisser, jenen Organen vorstehender Hauptganglien denken lassen, wonach diesen Ganglien gegenüber dem Gehirn (als Vermittelungsknoten für Aussenreize und deren Verknüpfung) die — für unsere moderne Anschauung freilich paradoxe — Bedeutung von Vermittelungsknoten für Innenreize, von kleinerer „Gehirnen", Gefühlsgehirnen, zukommen würde. Die Pathologie der Ganglien entscheidet die Frage.

[19]) Die Rache kann in ihrer primitivsten Form einem Reflex sehr ähnlich sehen. Der etwa durch einen hinterlistig-boshaften Insektenstich verursachte Aerger und die reflexartig rasche motorische Reaktion gegen dieses Insekt (mit deutlichem Vernichtungsdrang!) kann ganz wohl „Rache"-Reflex genannt werden. (Dass es selbst eine amüsante Rache am Objekt, am leblosen Objekt, giebt, zeigt uns das unsinnige Zerstampfen etwa eines Federhalters, der uns viel zu schaffen machte, die

wütende Vernichtung eines widerspenstigen Kragenknöpfchens etc. In solchen Empfindungen gegen das Objekt ist das Kind gross — freilich aus anderen Gründen. Schon hier dämmert zugleich der Begriff der Rache in den der „Strafe" hinüber.)

[19a]) Es wäre prinzipiell nichts dagegen zu sagen, dass (durch einen langsam vererbten nervösen Mechanismus) bei jungen, unerfahrenen Tieren der Geruch, vielleicht auch der Gesichtssinn allein reflektorisch ausgebreitete „zweckmässige" motorische Erregungen, „Handlungen" zur Befriedigung des Hungers auslösen könnte. (Schlüssel der Instinkte.)

Der Gesichtssinn: Bestimmte optische Bilder — die „Beute" —, die sich in der Erfahrung von ungezählten Generationen immer und immer wiederholten, lösen nunmehr reflexartig bestimmte (zweckmässig erscheinende) motorische Erregungen leichter aus. Jene Bilder selbst brauchen dabei nicht angeboren zu sein. Angeboren sein aber muss die Disposition*) zur leichteren Auslösbarkeit bestimmter Bewegungscomplexe auf bestimmte optische Reize hin, zur reflektorischen Innervation der gerade zu dieser Bewegung synergisch gehörigen Nervenbahnen.

Dasselbe Spiel reflektorischer Bewegungen auf optische Reize hin erklärt die Erscheinungen der „angeborenen" Furcht; (z. B. vor dem „Erbfeind"). Wir sahen einen jungen Papagei, in Amerika ganz früh in Pflege genommen und per Schiff nach Europa gebracht, der niemals eine von den in seinem Heimatlande den Vögeln sehr gefährlichen Schlangen gesehen hatte, beim ersten Anblick einer imitierten bunten Holzschlange mit allen Zeichen der Furcht in heftigste Erregung geraten. —

[20]) Die Psychologie der drangartigen Empfindungen, der „Suchten", macht zunächst eine Analyse des Triebes nöthig.

Das grobe Urbild der Triebe ist der Hunger; der Trieb nach Nahrung. Der Hunger ist ein vom Magen ausgehendes Organgefühl, das sein Centrum in der Grosshirnrinde besitzt und hier — da das Ziel des Hungers uns aus der Erfahrung bekannt ist — bestimmte Zielvorstellungen erweckt, zu deren Realisierung das motorische Centrum mobilisiert, und damit die „Suche" nach dem Mittel zur Befriedigung des Zieles eingeleitet wird. „Da das Ziel des Hungers uns aus der Erfahrung bekannt ist"; wüssten wir nicht erfahrungsgemäss, dass essen den Hunger stillt, so würden wir nichts weiter als jenes peinigende Magengefühl und eine resultierende ziellose, quälende Unruhe — motorisches Centrum — empfinden, ohne aber zu wissen, was uns eigentlich „fehlt". (In dieser Lage mag sich der Neugeborene befinden. Das hier rege gemachte Centrum ist das Saugcentrum, dessen durch die jahrtausendelange

*) Angeboren müssen ja überall die Dispositionen sein. Wir lernen nur, wozu die Disposition schon in uns liegt. Wir lernen nur, was wir (latent) schon „können". Wir lernen im Grunde also nur von uns selbst.

Erfahrung unzähliger Generationen vererbter Mechanismus reflektorisch vom Lippengetast aus in Thätigkeit gesetzt wird, womit der erste Tropfen eines süssen Nasses „Milch“ in den Mund des Neugeborenen gebracht und so die erste Erfahrungsgrundlage über das „Ziel“ des Hungers gelegt wird. Das Ziel wird „entdeckt“; die dabei erregte Lustempfindung lässt Reste in der Hirnrinde zurück, welche sich nach steter Wiederholung schliesslich zu einer Ziel-„Vorstellung“ verdichten.)

Da wir mit unserem Hunger„triebe“ somit schon immer bestimmte bewusste Zielvorstellungen verbinden, auf welche sich unser nunmehriges „Wollen“ richtet — hungern ist ja nur der positivere Ausdruck für das negative: essen wollen; dürsten der positivere für trinkenwollen etc. — so dürften wir diesen unseren Hunger schon nicht mehr Trieb, sondern müssten ihn eigentlich Wille nennen: denn Trieb ist Wille ohne Objekt, und Trieb mit Objekt (Zielvorstellung) wird „Wille“. —

Der Trieb war also primär dumpfe Organempfindung, und zwar Manko-Empfindung, Ausdruck eines Bedürfnisses. Bedenken wir nun dass die in allerletzter Linie durch die Fortleitung vom Endorgan aus gereizte Stelle das Centrum in der Hirnrinde ist — Nervenendorgan, Nervenleitung und Centrum bilden ja ein zusammenhängedes Ganze (wie Wurzel, Stengel und Blume; das ganze Gehirn mit allen daran „hängenden“ Endorganen ist ein „Blumen“bündel, die Centren als die Kelche gedacht) — so ist der Trieb zuletzt der Ausdruck eines Bedürfnisses der centralen Ganglienzellen.

Es ist nun von elementarer Wichtigkeit für das Verständnis des Gefühlslebens, dass die „Bedürftigkeit“ der Zellen einen sehr merklichen Einfluss auf die Farbe, die Wärme der entstehenden Zielvorstellung hat. Das Bedürfnis macht das Ziel erst „lockend“. Die Vorstellung Apfel wirkt verschieden bei leerem und bei vollem Magen: der Hungrige sieht einen anderen Apfel als der Satte. Der Trieb wirkt auf die Vorstellungsfähigkeit steigernd („idealisierend“, c. gr. s.) So kommt es, dass Trieb und „Hemmung“ im antagonistischen Verhältnisse zweier Wagschalen zu einander stehen: steigt der Trieb, sinkt die Hemmung; und umgekehrt. (Ein grobes Beispiel: Derselbe „ästhetische“ Mensch, der bei gut gesättigtem Magen die ungewaschenen Kirschen aus der schmutzigen Hand eines Bauern mit vornehmem Ekel abweist, wird ein paar Stunden später, wenn ihn der Heisshunger plagt — und nichts anderes vorhanden ist — gierig dieselben Kirschen aus derselben schmutzigen Hand entgegennehmen, und mit intensivem Wohlbehagen verzehren. Der Trieb hat ihn die Hemmung, der Hunger die Aesthetik „vergessen“ lassen.)

Die Moral des „Hungrigen“ ist überall eine andere als die des Satten.

Je stärker der Hunger, desto geringer die „Hemmung“. Bei einer gewissen Stärke der Erregung erlischt die Hemmung. Beim heftigen

Wollen erlöschen die Gegenvorstellungen (Psychologie der impulsiven Handlungen und der Leidenschaften. Das Verhältnis von Erregung und Hemmung, der Quotient $\frac{E}{H}$, bestimmt alles Handeln, ist relativ eine individuelle Constante, und unterscheidet die verschiedenen Charaktere.)

Fragen wir uns nun, woher es denn kommt, dass der Satte denselben Apfel indifferent vor sich liegen lässt, dessen leckerer „Reiz“ dem Hungrigen fast als unwiderstehlich erschien — so ist beim Satten jene leise Gefühlshallucination des Geschmacks (schlechter: die lebhafte „Vorstellung“ der Schmackhaftigkeit) nicht mehr vorhanden, welche dem Hungrigen beim Anblick des saftigen Apfels reflektorisch aufstieg (und wahrscheinlich gleichzeitig eine lebhaftere Magensekretion anregte). Das frischer Apfelbild, das der Hungrige stets sieht, wirkt allein so stimulierend nicht. —

Alle jene Erscheinungen des Hungers können als symbolisch gelten; wir lernen durch sie ohne Weiteres die analogen Vorgänge auch bei anderen „Trieben“ deuten.

Beim „Geschlechtstrieb“ — dem Hunger nach dem Weibe — geht der periphere Reiz an die Hirnrinde vom hyperämischen Genitale*) aus.

Der über das Ziel unerfahrene Jüngling empfindet in der Pubertätszeit nur dumpfe resultierende Unruhe, einen verworrenen motorischen Drang — den Trieb in reinster Gestalt (den er etwa durch Turnen u. s. w. abzulenken sucht). Mit der ersten Kenntnis des Objekts aber, wie sie die erste natürliche Befriedigung jenes unklaren Triebes herbeiführt, mit der Kenntnis der „erlösenden“ Wirkung des Geschlechtsaktes, hat der Trieb für alle Zukunft seine Zielvorstellung gefunden; er ist „Wille“ geworden (Wille, weil das Objekt erreichbar ist; sonst bliebe es beim „Wunsch“. Wir „wollen“ nur, was wir — innerlich oder äusserlich — können; an der Grenze des Könnens verlischt der Wille.) Hinfort taucht zugleich mit dem Triebe stets auch die Vorstellung Weib verlockend mit auf.

Auch hier das Analogon zum Hunger: Je stärker der Geschlechtstrieb, desto „reizender“ die Weibvorstellung; (eben daher ist ja der Geschlechtstrieb der grosse Idealist der Geschlechter, der ewige Täuscher der Menschheit). Und auch hier wie beim Hunger: nach der Befriedigung verschwindet plötzlich der Trieb — Ruhe, „Sättigung“ tritt ein. Die Sinne sind gekühlt, die Verzauberung ist gewichen, die Welt, die vorher in Flammen zu stehen schien — excentrische Projektion der Stimmung — hat ihre Alltagsfarben wieder erhalten. Das starke Begehren, das allenthalben den Menschen des Verstandes zum Menschen des Rausches macht,

*) Diese scheinbar primäre Organreizung selbst geht ja wieder von der Spermaproduktion in den Hoden aus. Es handelt sich beim Trieb immer um eine ganze Kette von Vorgängen (eine Kette die vielleicht — im Centrum — geschlossen ist.)

ist fort; dasselbe Objekt, das vorher die Sinne zu glühender, unwiderstehlicher Begier entzündete, erscheint auf einmal nüchtern, ungefärbt, ist gleichgiltig, reizlos, ja vielleicht antipathisch geworden. Das Weib erscheint gleichsam entsphinxt. Das ganze Denken ist plötzlich verändert, entnüchtert. Die ante coitum-Logik ist eine andere als die post coitum-Logik (Schema für jedes ante und post); die Poesie ist — für Dichter oft buchstäblich — der Prosa gewichen.*) Das Individuum ist in gewissem Sinne reifer geworden (wie der Vorgang der Reife denn oft ein reciproker ist; die Triebe sind schwächer geworden. In irgend einem Sinne reif werden heisst meist in einem andern Sinne müde geworden sein).

Reife, Sattheit, Ruhe (Ermüdung!) — sie machen damit „abstrahiernd“: sie ziehen von jedem Bilde die bunten lockenden Farben ab, die ihm der gehobene Zustand eines idealisierenden „Hungers“ nur geliehen hatte. —

Das Schema des Triebvorgangs bleibt überall dasselbe:

In irgend einem Centrum (Nervenendstation), welches „hungert“ — durch Stoffwechselbedürfniss **) des zugehörigen Endorgans gereizt wird — rührt sich etwas. Wir werden zunächst unruhig, wissen aber noch nicht recht, woher unsere Unruhe stammt und wohin sie uns führen will. Wir halten es z. B. nach langem Sitzen auf einmal im Zimmer nicht mehr aus, es „treibt“ uns ins Freie. Draussen erst wird uns klar: wir „wollen“ spazierengehen, wir „wollen“ frische Luft schöpfen. Was ist geschehen? Bestimmte örtliche Unbehaglichkeitsempfindungen auf der Brust, durch stockende Lufteinnahme entstanden, signalisieren uns eine durch Kohlensäureüberladung des Blutes hervorgerufene Reizung des Athemcentrums: Luft (Sauerstoff)-hunger. Das Athemcentrum depeschiert den motorischen Centren, und deren Erwachen war es, was wir anfangs unklar, verworren, als „Trieb“ empfanden. Zunächst entstand nur ein leichtes Aufdämmern, eine unbestimmte Ahnung von etwas, das uns Lust bringen würde; dann schliesslich die deutliche „Vorstellung“ dieses Etwas: wir wissen, was wir wollen, wir „haben uns entschieden“ (ein Vorgang, den das Centrum immer sogleich mit einer deutlichen Lustempfindung, einem kräftigen Befriedigungsgefühl bejaht).

*) Mit der Regeneration des Sperma fängt indessen das ganze Gaukelspiel stets wieder von neuem an; mit dem neugebildeten Sperma ist bald auch die „Liebe“ wieder da.

**) Insofern es sich dabei schliesslich um freiwerdende Affinitäten im Zellchemismus handeln mag, empfinden wir vielleicht im letzten Grunde die Anziehungskraft der Materie als „Willen“ (wie wir im andern Fall die „Trägheit“ der Materie als Trägheitstrieb empfinden mögen); doch ist damit natürlich nicht umgekehrt die Anziehungskraft wieder „Wille“.

Genau derselbe Vorgang spielt sich mehr oder minder modifiziert bei allen „Bedürfnissen“ ab. Selbst der „Denk“trieb bei Müssiggang der Hirnrinde, bei brachliegender Associationsthätigkeit, macht davon keine Ausnahme. Nur kommt hier der ziellose Trieb zuerst als quälende „Langeweile“ zum Ausdruck. Es besteht noch kein genaues Bewusstsein dessen, was eigentlich fehlt. Da „treibt“ es nach einem Buche — dem „Objekt“. Man nimmt, schlägt auf, liest, stutzt, kommt ins Denken hinein, — und merkt erst an dem lebhaften Befriedigungsgefühl hernach, was eigentlich gefehlt hat. Das Aufhören der Unlustempfindung wurde als Lust empfunden, und oft kommt auf diesem Wege das Vorangegangensein einer Unlust überhaupt erst recht zum Bewusstsein (wie umgekehrt das Unlustgefühl der „Enttäuschung“ beim Nichteintreten einer bestimmten Thatsache zuweilen erst lehrt, dass hier ganz heimlich eine latente Hoffnung, eine Erwartung, genährt worden war.)

Es ergiebt sich von selbst immer der Schluss, dass jeder Trieb Wille zur Lust ist, Wille zu irgend einer Lustempfindung. (Der auftauchende „Wille“ selbst ist dann die — intermittierende — „Vorstellung“ jener Lust, die Hallucination einer Lustempfindung, welche, gleichsam als Lockspiel, die Sehnsucht nach der wirklichen Lust, nach dem diese Lust erregenden „Reize“, dem Lustreize erst recht. Alles Wollen ist ein primäres Vermissen.)

Wille ist Wille zur Lust.*) Der Wille zum Reiz ist nur Umweg. Der Jäger Verstand geht unvermerkt immer dorthin nach, wo ihn sein lustwitternder Jagdhund „Trieb“ hinführt. Der „Wille“ läuft stets einer „Stimmung“ nach.

(Die reizvolle Aufgabe auch in scheinbar widersprechendsten menschlichen Handlungen ein Lustmotiv als letztes treibendes Agens nachzuweisen, kann nur angedeutet werden**). Hier liegt die Wurzel des unausrottbaren menschlichen Egoismus, hier der Grund, warum sich in dem Schafspelze selbst der „uneigennützigsten“ Handlung immer noch der Wolf irgend einer selbstischen Lustgier versteckt findet. Nur kommen eben — ein grundlegender Unterschied gegen das Tier — zum

*) Das ganze Leben — als eine Reihe von Handlungen — basiert auf dem Willen zur Lust. Jede Handlung zielt auf die (nähere oder entferntere) Befriedigung des Bedürfnisses nach lusterregenden Reizen. Die Geschichte der moralischen Kultur, — einer Kultur der Hemmungen — ist nur die Geschichte des Fortschreitens der Menschheit von nahen zu entfernteren Lustreizen. Sie erzieht durch lange Gewohnheit dazu, die „moralische“ Lust der Triebüberwindung über die unmittelbare sinnliche Lust der Triebbefriedigung zu stellen; (woraus sich schon ergiebt, dass die Moral an sich etwas „Unnatürliches“ ist.)

**) Die Lust bei der Selbstpeinigung, der „Reue“ z. B. mag liegen:

1. in dem Ausströmen eines entladungsbedürftigen Affektes („Aerger“), wenn auch die Entladung gegen das eigene Ich erfolgt.

Menschen die Triebe oft verkleidet; der Selbstbetrug seiner sophistischen Wunschlogik lässt ihm jenes egoistische Lustmotiv an sich selten zum Bewusstsein kommen. In nichts ist der Mensch findiger, als in der Auftreibung „besserer“ Motive für das Verlangen seiner egoistischen Triebe. Wir sind von unseren Trieben betrogene Selbstbetrüger; ein gegen sich selbst von Grund aufrichtiger Mensch hat nie existiert.)

Bei allen menschlichen Handlungen, die nicht gleich verständlich erscheinen, ist zu fragen: „welche Lust ist gesucht worden“. Die Sicherheit, dass alles Handeln diesem „Willen zur Lust“ entspringt, geht soweit, dass daraus ein Kriterium der normalen Handlung formiert werden kann. Wo gegen jede Möglichkeit einer „normalen“ Lustempfindung gehandelt wurde, fängt die psychotische Handlung an; (psychiatrisch und kriminell wesentlich). —

[21]) Gilt dieses genaue „Notieren“ und Berücksichtigen einer Person durch die Eitelkeit schon im Normalzustande, so gilt es in gesteigertem Maasse im Affekt. Auch hier giebt die Liebe ein brauchbares Paradigma. Wissen wir, wie schon normaler Weise ein Freund, eine Freundin langsam für den andern Teil an die Stelle der ganzen übrigen Welt einrücken, Herd, Auditorium, Kritik, Tempel, Opferstätte werden kann, — so werden wir uns über die ungeheuerliche Ueberschätzung nicht so sehr wundern, welche der starke Affekt der Liebe (als gemischt aus den zwei mächtigsten Trieben, der Eitelkeit und dem Geschlechtstrieb) einem Einzel-Individuum im gegebenen Falle zu teil werden lässt. Da vergrössert sich für das liebende Auge der Nimbus eines (an sich vielleicht ganz unbedeutenden) Menschen, es wölbt und dehnt sich die mystische Wirkungssphäre dieses Menschen ungemessen so aus, dass sie schliesslich den ganzen Horizont für jenes andere Bewusstsein einnehmen, die ganze übrige Welt für dasselbe verdecken kann.

Die „Liebe“ erweckt den Besitztrieb nach einem bestimmten Individuum, der erotische Affekt (angestachelt etwa noch durch Koketterie auf der anderen Seite) schmückt das Objekt mit den „reizend“sten Farben — entsprechend der oben angedeuteten Mal-Technik jedes „Hungers“ —, zieht die Eitelkeit mit ihren ganzen Hilfstruppen in seinen Dienst; es entsteht der überschätzende Begriff des „Preises“ in der Person der Geliebten; eine Empfindung, die in den dichterischen Redensarten: „Du meine Welt“, „Du mein ganzes Leben“ unbewusst naiv in Formel gebracht ist. Diesen psychologischen Prozess durch alle möglichen Machinationen, durch Zuhilfenahme aller Mittel seelischer und körperlicher Schauspielerei, möglichst auf

---

2. in dem intermittierenden Versenken in die angenehmere Lage, welche ohne die begangene Handlung bestanden hätte;

3. vielleicht noch — wie bei dem Wellenspiel aller Empfindungen — in dem Oscillieren, dem Abwechseln, dieser zwei entgegengesetzten (Erregung und Erholung symbolisierenden) Empfindungen selbst.

die Spitze zu treiben, zu outrieren, durch scheinbares bald Gewähren, bald Versagen wechselnd Hoffnung und gequälte Eitelkeit zu erregen und so den pathologischen Seelenzustand der „Liebe“ mit allen Mitteln künstlich zu erzeugen, Liebe zu konstruieren: — darin liegt die Technik, und der Erfolg der „Kokette“. Das übrige kann sie getrost der erschöpfenden physiologischen Wirkung aller starken und länger dauernden Affektschwankungen überlassen. Ist der Vorgang einmal richtig eingeleitet, so rollt er sich schon von selbst weiter ab. Die nervöse Ueberreizung bietet dann an sich den günstigsten Boden für die gewünschte endliche „Ergebung“ dar. —

Aus einer ähnlichen Betrachtung wird klar, warum der Bruch in der Liebe meist von so mächtigem Affekt begleitet ist, dass die Furcht vor dem Schmerz des Bruches für das Fortbestehen einer „Liebe“ oft noch das einzige Motiv darstellen kann, dort wo die Liebe selbst längst müde geworden, der Affekt selbst lange geschwunden ist. Der Besitz macht keine Freude, aber das Verlieren Schmerz. Beim Bruch wird nicht sowohl das eine Individuum, als eine tief und lange mit ihm verbundene Gewohnheit verloren, die Welt selbst erscheint auf einmal leblos, schaal, triste, quälend öde, entgöttert. Der wütende Affekt des Vermissens ist es, der das sentimentale Gefühl jedes Abschiednehmens erst zur Flamme entfacht. Im Moment der Trennung erst zeigt sich den Zurückbleibenden, wie viele Empfindungsfäden sich allmählich um ein einziges Individuum herumgesponnen hatten, die plötzlich alle gewaltsam durchrissen werden sollen. Das ahnende Vorgefühl eben davon macht Trennungen so schwer.

Erst bei der Trennung zeigt sich nun auch die eminente Rolle der Eitelkeit als Componente der Liebe in ihrem wahren Lichte. Die eigentliche Liebe ist vielleicht lange fort: da hindert die Eitelkeit eine Trennung. Der Besitz will nicht aufgegeben werden; das in einer Person verkörperte Gefühlskapital von Interesse für das Ich soll nicht verloren gehen, dieses Eigentum soll nicht in andere Hände fallen. Solche Eifersucht ins Unbestimmte bildet einen gewaltigen Faktor in der Psychologie der verzögerten Lösung mancher Liebe.

Die Eitelkeit ist es auch, welche — etwa im Falle des Betruges (Schema Lassalle-Rakowitza) — jenen seltsamen Uebergang von heisser Liebe zu „glühendem Hass“ vermittelt. Erst dann geht Liebe hier in Hass über, wenn die den Verstand bis zuletzt umnebelnde Eitelkeit ihren tötlichen Stoss erhalten hat, wenn die Sicherheit der „Missethat“ (um welche der sich sträubende Affekt zunächst auf alle mögliche Weise herumzuschleichen sucht) ganz unumstösslich erwiesen ist. Erst dann faucht — während vorher nur ein schmerzlich verwundeter Affekt sich hilflos am Boden wand, aber neben ihm wieder die Verwandlungskünstlerin Eitelkeit, diesmal in Gestalt einer letzten milden Trösterin, stand

und mit gefalteten Händen noch ihr jesuitisches „Vielleicht" betete —, erst dann faucht die nun plötzlich zur wilden Rachefurie emporgewachsene Eitelkeit zornsprühend, Blitze schleudernd, den immer noch zaudernden Hamlet „Affekt" an: „Was? schläfst Du noch?" Erst dann stachelt die Eitelkeit mit all ihren arglistigen Waffen, mit ihren vielen kleinen vergifteten Pfeilen, den Affekt immer von Neuem an; sie zeigt ihm immer wieder höhnisch das wütendmachende „rote Tuch" der Unthat, Picador und Toreador gegenüber dem wilden Stier Affekt zu gleicher Zeit; — und erst dann rast der brüllende Stier „Wut" los.

[22]) Die Graphologie hat es mit auf einer Unterlage fixierten Bewegungen zu thun; die Schrift ist ja nur eine Art Kinesiographie. Wir schreiben sonst unsre Bewegungen „in die Luft", hier schreiben wir sie auf Papier. Die Schrift wird also psychosymbolisch verwendbar sein, wenn Bewegungen als psychologische Symbole zu verwerten sind. Dies ist theoretisch plausibel, und aus der Erfahrung erwiesen. Theoretisch: Bewegungen sind motorische Ausläufer der Empfindungen; Hebelausschlag des Sensorischen. Eine Reihe von Bewegungen unterrichtet uns 1) über Stärke und Stetigkeit der veranlassenden innervatorischen Erregung; 2) über den dabei stattgehabten Coordinationsmodus. Wir haben in den Bewegungen also Symbole für Quantität und Qualität einer Erregung.

Aus der Erfahrung wissen wir, dass keine zwei Menschen dieselbe Bewegung in genau gleicher Weise ausführen (individuelle Note der Coordination), und das auch im Individuum selbst die Bewegungsform wechselt nach physischen und psychischen Umständen. Der Ruhige bewegt sich ruhig, abgemessen; der Hastige hastig, ruhelos. Der Gleichmässige wird während einer länger dauernden Bewegungsfolge immer denselben gleichmässigen Bewegungstypus innehalten; beim Ungleichmässigen wechselt die Form der Bewegungen in ganz kurzen Zwischenräumen. Beim Zähen bleiben die Bewegungen in der gleichen Form und Stärke, beim Schlaffen lassen sie bald an Kraft und Exaktheit nach. Der Energische, Straffe hat kurze, ausgeprägte, sichere Bewegungen; der Schlaffe fahrige, ziellose, ungleichmässige, träge (müde!) Bewegungen. Der Aufgeregte hat unterbrochene, absetzende Bewegungen, wie der Furchtsame schwache, zittrige, hilflose und unzusammenhängende, (er stammelt auch mit der Schrift). Die Bewegungen des Freudigen sind gross, ausgiebig, frei, kräftig; die des Traurigen klein, gehemmt, gedrückt, unfrei, rasch absinkend. Aehnlich wie die Bewegungen des Freudigen zu denen des Traurigen verhalten sich die grossen, sicheren Bewegungen des Selbstbewussten, Mutigen, zu den unsicheren, zaghaften des Schüchternen, Feigen. Der Hinterlistige, der schlaue Leisetreter, der Laurer, wird katzenhaft, geduckt schreiben wie er sich katzenhaft und geduckt bewegt. Die geballte Kraft des Wütenden, des Cholerikers, wird sich auch in seiner Schrift zu erkennen geben; der Sanftmütige dagegen wird auch „sanftmütig" und ruhig

schreiben. Die gezierten Bewegungen des Eiteln werden sich auch in der affektierten Schrift zeigen; die hochtrabenden Gesten des „Eingebildeten" werden auch in seiner „aufgeblasenen" Schrift zum Vorschein kommen. Die vornehmen Bewegungen einer freien aristokratischen Erziehung werden auch in der freien vornehmen Schrift zum Ausdruck kommen. U. s. w.

Somit wäre Beurteilung von „Empfindung", „Temperament", „Charakter" durch die Schrift möglich.

Ein graphologisches Urteil über die Intelligenz aber wäre dann schon nach unserer Auffassung von der Empfindungsunterlage alles Denkens erlaubt. („Denken" ist ein irreführender Ausdruck; wir empfinden unsre „Gedanken".) Zudem ist ja der individuelle Innervationsmodus der Hirnrinde — cum grano salis — eine Constante. Dieselbe Art von Innervationsstössen, die sonst in den Bewegungen zum Ausdruck kommt, wird hier für die Arbeit des Denkens verbraucht. Der Grad der individuellen Ermüdbarkeit der Hirnrinde wird hier wie dort aus der Function hervorleuchten. Es ist dieselbe Hirnrinde, welche hier „denkt", dort Bewegungen produciert. Schlaffheit und Straffheit des Gehirns werden hier wie dort zum Ausdruck kommen. Der individuelle Grad von Klarheit, Mut, Zähigkeit und Ruhe des „Denkens" wird sich auch in der Schrift wiederspiegeln; (die geniale „Vereinfachung" der Schrift Ausdruck desselben Innervationsaktes der Hirnrinde, welcher auf sensorischem Gebiete kräftige klare einfache Vorstellungen produziert, d. h. durch seine eigene Intensität keine Nebeninnervationen aufkommen lässt.)

[28]) Dass die mimischen Muskeln bei Erregungen zuerst antönen, mag (abgesehen von der Kleiniheit der zu erregenden Muskelmasse) an ihrer räumlichen Nähe dem Gehirn gegenüber, vielleicht auch schon an der Ausgeschliffenheit der zugehörigen Bahnen liegen.

Schwerer zu erklären ist, warum bei jeder Erregung spezifisch verschiedene mimische Innervationen stattfinden. Am unwahrscheinlichsten ist ein gänzlich willkürlicher Ursprung der Mimik, etwa eine in graue Vorzeit zurückreichende Erfindung eines mimischen Verständigungssystems als einer Art Gesichtsmuskelsprache. Wahrscheinlicher wäre die Entwicklung der „seelischen" Mimik aus der bei physischen Lust- und Unlustempfindungen entstandenen (Schema: das „Darm"lachen der Säuglinge); jene mimischen Bewegungen wären dann — wie so viele andre Erscheinungen im Organismus — auf zufälligen Nervenverbindungen beruhende zufällige Reflexe (analog gewissen sensorischen Miterregungen).

Unsrer Anschauung entspräche ein verschiedenes motorisches „Mitschwingen" bei den verschiedenen Innervations-, „Schwingungs"zuständen der Hirnrinde, welche wir für die verschiedenen Stimmungen hypothesierten.

Nur ein moderner „Deus et machina" wäre hier wie oft die darwinistische Erklärungsart (was dem unsterblichen Verdienst Darwins: der Ein-

führung des Entwicklungsgedankens als einer neuen logischen Kategorie keinen Eintrag thut).

[24]) Die Wirkung der Gemütserregungen als Krankheitsursachen wäre symbolisch unter eine für alle Kraftwirkungen geltende Fundamentalformel zu zwängen:

$W = \frac{K}{R}$; die Wirkung (W) einer Kraft (K) ist direkt proportional der Kraft und umgekehrt proportional dem Widerstand (R: Resistenz).

Je stärker der äussere Anlass zur Gemütserregung und je geringer der innere Widerstand, desto grösser die Wirkung; (die „Gemütserregung" selbst ist nicht Aussenreiz, da sie erst im Individuum entsteht).

Um die Wirkungen zu verringern, müsste man entweder a) die Reize vermindern, oder b) den Widerstand vergrössern.*) Ersteres ist im Leben nur bedingt möglich; folglich wäre das Hauptgewicht auf das zweite zu legen, hier auf eine Widerstandsgymnastik der Seele. —

[25]) Es scheint im Menschen (besonders im Künstler) geradezu ein Bedürfnis nach Gemütserregungen wie nach trophischen Reizen für die Hirnrinde zu bestehen.

Der Affekt erst entzündet ja die Hirnrinde, er wühlt das Denken tief auf, er zieht Bilder herbei, er giebt dem Ausdruck Leuchtkraft und Farbe. Das Bedürfnis nach dieser Peitsche scheint geniale Naturen fast instinktiv in eine beständige Sucht nach Gemütserregungen hineinzutreiben; sie wollen in Gemütserregung versetzt sein. (Der starke erotische Affekt könnte hier freilich auch einem Entlastungsdrang der Hirnrinde entstammen; der einem höheren Ziel triebartig zustrebende Intellekt sucht sich von dem — seine Klarheit störenden — Geschlechtsriebe möglichst rasch zu reinigen.). —

Am Schlusse unserer ergänzende und daher einseitigen Betrachtung des Gefühlslebens folge eine ergänzende Zusammenfassung nebst einigen Nachbemerkungen.

1. Die „Seele" ist ein Missverständnis.
2. Es giebt nur Empfindungen.

---

* Dasselbe Prinzip gilt für die Prophylaxe der Infektionskrankheiten. Hier ist die Formel: $J = V. D.$ (Intensität = Virulenz × Disposition). D. ist ja aber nur der reciproke Widerstand. Die Fluchttherapie ist somit auch den Bacillen gegenüber prinzipiell wertloser, als eine Widerstandsgymnastik. (Tuberkulose!)

(Die Analogie zwischen Infektionskrankheiten und Gemütserregungen wäre zwanglos weiter zu führen. Die Prophylaxe wird in beiden Fällen eine individuelle und eine allgemeine sein können. Hier wie dort werden wir von einer „Immunität" reden können, die hier wie dort eine angeborene und eine erworbene wird sein können. Der beste Schutz auch gegen manche Gemütsbewegungen ist ja, sie einmal durchgemacht zu haben, „immun" geworden zu sein).

3. Alle Empfindungen sind sinnlich entstanden.
4. Empfindungen der Innensinne, deren Reizorgan man nicht erkannte, nannte man „Gefühle".
5. Es besteht kein absoluter Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl.
6. Es besteht kein absoluter Unterschied zwischen Empfindung und Vorstellung.
7. Auch das Denken spielt somit nur in Empfindungen.
8. Die Formen dieses inneren Spiels („Logik") sind der äusseren Erfahrung entnommen.
9. Es giebt keinen „Willen", es giebt nur ein w o l l e n.
10. Es giebt kein „Bewusstsein", es giebt nur ein b e w u s s t s e i n. —

Bei den im ersten Abschnitt niedergelegten psychologischen Beobachtungen und Schlüssen ist der allgemeinen Verständlichkeit halber mit den bisher für „seelische" Dinge stets üblichen Ausdrücken operiert worden. Gar vieles aber bedürfte hier dringend einer eingreifenden Revision. Manche anerkannten „Begriffe" s i n d gar keine Begriffe, sondern nur W o r t e, oft nur Wort g e s p e n s t e r. Hinter anderen Namen steckt wohl etwas, aber nicht das, was der Name andeutet. Von der uralten P e r s o n i f i z i e r u n g aller Begriffe, von dem falschen A k t i v i e r e n (d i e Furcht m a c h t schwach etc.) ist kaum mehr zu reden. Unsere Sprache — als die Anwendung von der Aussenwelt entnommenen Bildern auf innere Vorgänge (D e n k e n !) — ist so vollkommen eine B i l d e r - sprache, dass auch nur das B e g i n n e n einer ernsthaften Revision der psychologischen Ausdrücke eine Sisyphusarbeit wäre. Der Verfasser begnügte sich verdächtige Kantonisten unter den Worten gelegentlich durch Anführungsstriche zu brandmarken. Die „Seele" selbst ist so stets in Anführungsstriche gesetzt worden. —

Von wie elementarer Bedeutung die Wahl der Ausdrücke — in denen wir zum Teil noch die Reste einer uralten primitiven Naturanschauung wieder finden (Worte sind oft nur „Grabsteine") — für unser ganzes D e n k e n werden kann, zeigt schon der Ausdruck: „Ich h a b e eine Empfindung". Mit diesem Ausdruck hat sein einstiger Erfinder ahnungslos einen der verhängnisvollsten Irrtümer für alle Zukunft geschaffen. „Ich h a b e eine Empfindung" macht eins zu zwei, es zerschneidet die Einheit einer Empfindung in zwei Teile: Das I c h und die Empfindung, also ein Subjekt und ein Objekt. Der Begriff der Empfindung wird für sich gegen das Ich isoliert und objektiviert: ein Irrtum von ungeheurer Tragweite.

Man konnte nur sagen: „m e i n e E m p f i n d u n g i s t"...

Unsere realste Erkenntnis bleibt: E m p f i n d u n g e n s i n d; mehr wissen wir von der Welt nicht. Wir b e h e l f e n uns nur auch hier mit einem G l a u b e n: dem Glauben an die S i n n e. Die „Welt"

von diesem Glauben abziehen, hiesse die Sinnesempfindungen von den Sinnesempfindungen abziehen. Wir gehen im Kreis herum. Wir haben eine Erscheinung auf die Sinne zurückgeführt („Bewegung", „Stoff") und glauben sie „erklärt" zu haben. Wir glauben zum Element gekommen zu sein, wo wir nur an der Grenze unsres Vorstellungs-vermögens angelangt sind, (— obwohl wir wissen, dass unsre fünf kurzen Sinnchen von den Billionen das Weltall durchzitternden Schwingungsformen nur ihre paar adäquaten Schwingungsarten sich herauslangen, und auch diese uns nur allegorisch zum Bewusstsein bringen; obwohl wir wissen, dass diese „Welt" nur unsre Wahrheit ist). Die Welt als Empfindung: das bleibt Anfang und Schluss unsrer kleinen Weisheit.

Auch mit der „Empfindung" setzen wir aber nur ein Element, bescheiden wir uns mit der Selbsttäuschung eines „ersten" Dinges, eines Anfanges. Woher dieser Trieb zum Anfang, hier und allenthalben?

Wir wissen, dass Alles in der Welt passiv ist, dass es im Fortstoss der Teilchen weder einen Anfang gab noch ein Ende giebt; und doch spielen wir ständig mit dem Begriff eines „Anfangs"?

Was in uns nach „Anfang" sucht, ist überall dasselbe: das Ruhebedürfnis des erregten Intellekts. Dieses Ruhebedürfnis ist es, welches uns den Glauben an eine „Eins" in jedem Sinne (System), das Streben nach der Eins eingegeben hat. An sich giebt es keine Eins. Eins ist $= \frac{10}{10} = \frac{100}{100} = \frac{1000}{1000}$ und so fort bis ins Unendliche. Das „unendlich" Kleine ist ebenso wieder in ein „Unendlicheres" teilbar zu denken, wie das „unendlich" Grosse immer wieder in ein unendlich Grösseres vergrössert gedacht werden kann. — Alles „Erklären" bleibt nur ein „Gleichnis", nur ein Wechseln, ein stetes Zurückschieben des Problems nach der Formel: $4 = 2 + 2$; $2 = 1 + 1$; $1 = \frac{1}{2} + \frac{1}{2}$ etc. — und dieses Zurück kennt kein Ende. Und doch wird ständig weiter nach der „Eins" gesucht werden, wie unter einem Zwange; denn auch hier führt zuletzt ein Trieb. —

Es herrscht im Grunde dasselbe Gaukelspiel in unserm „Denktrieb"' wie wir es oben in jeder Stimmung gefunden hatten. Auch hier treibt schliesslich eine „Stimmung", die Denkstimmung. Diese Stimmung sucht ein Objekt, sie „will" ein Objekt; sie will Rätsel, an denen sie sich entladen, ausströmen, „bethätigen" kann; sie schafft sich diese Rätsel. Was sollten wir mit einer „gelösten" Welt; wir „wollen" ja eine Welt der Probleme. Gäbe es keine Rätsel, so würden wir sie erfinden. Wir haben sie erfunden, wir trugen die Rätsel in die Welt hinein, wie wir das „Licht" hineintrugen und die Farben.

Erst Rätsel und dann Lösungen wollen; erst Reize und dann Ruhe wollen; Denktrieb und Trägheitsbedürfnis —

zwischen diesen beiden Polen pendelt unser Intellekt hin und her. Der Wille zum Reiz und der Wille zur Erholung: — sie lenken, sich ablösend, unser Fühlen und Denken. Der Wille zum Wechsel beherrscht hier wie überall das Leben. Die Welle — das Symbol alles Geschehens.

So werden wir unser selbstgeschaffenes altes Frag- und Antwortspiel „Welt" ewig weiter spielen; nur in scheinbar neuen Formen.

Die Meinungen wechseln, die Dinge bleiben.

Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr 14.





